

Stefan Berg / Hartmut von Sass (Hg.)

Spielzüge

VERLAG KARL ALBER 

Jeder kennt sie – die Spielfreude, die den Spieler involviert und begeistert, ihn gefangen nimmt und sich vergessen lässt. Neben diesem Faszinosum des Spiels kann der Begriff des Spiels zugleich als Interpretationsmuster dafür dienen, die ähnlich gelagerte Dynamik komplexer Systeme zu beschreiben. Dazu lassen sich bestimmte Charakteristika benennen, in denen sich jene Dynamik zwischen zwei Brennpunkten entfaltet: Das Spiel wird konstituiert durch die *Reproduktion* eines bestimmten Themas, zugleich aber auch durch dessen *Variation*; damit hängt zusammen, dass sich das Spiel in einer Hinsicht als ein *geregeltes*, in einer anderen aber als ein *offenes* begreifen lässt. Ihm ist eigen, dass es sich von einem Kontext *separiert*, dabei aber zugleich notwendig auf diesen *bezogen* bleibt. Der involvierte Spieler fügt sich mit einer gewissen *Freiwilligkeit* in das Spiel, geht darin zugleich kontextvariante *Verbindlichkeiten* ein, was zumeist mit einem entspannenden *Müßiggang* als auch einem an- und verspannenden *Ernst* korrespondiert.

In diesem Band wird der Spielbegriff mit unterschiedlichen Disziplinen, Praktiken und Tätigkeiten, die sich als Spiel beschreiben lassen, in Verbindung gebracht: etwa Leben, Recht, Markt, Kunst, Sprache und Moral. Und umgekehrt wird – mitunter spielerisch – der Frage nachgegangen, wie all jene Bereiche neue Facetten am Spielbegriff freilegen können.

Mit Beiträgen von Peter Albrecht, Stefan Berg, Brigitte Boothe, Hannah Fissenebert, Dietrich Korsch, David Lauer, Olaf Müller, Birger Priddat, Hartmut von Sass, Werner Stegmaier, Claus Theidemann und Thomas Wabel.

Die Herausgeber:

Nach seiner Dissertation mit dem Titel »Spielwerk« (2010) forscht und lehrt **Stefan Berg** seit 2011 am Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie der Universität Zürich.

Hartmut von Sass ist Privatdozent für Systematische Theologie und Religionsphilosophie am Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie der Universität Zürich. Seit 2010 ist er zugleich Associate Fellow am Collegium Helveticum.

Stefan Berg /
Hartmut von Sass (Hg.)

Spielzüge

Zur Dialektik des Spiels
und seinem
metaphorischen Mehrwert

Verlag Karl Alber Freiburg/München

●((ggf. Fördervermerk einfügen))●

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2014
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise, Föhren
Herstellung: ●●●

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei)
Printed on acid-free paper
Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48637-5

Vorwort

Der vorliegende Band beruht auf einer Tagung, die im November 2012 am Zürcher Collegium Helveticum stattgefunden hat. Die Mehrheit der Beiträge wurde in diesem Rahmen vorgetragen und diskutiert; die anderen sind eigens für diese Publikation verfasst worden.

An der Entstehung von Tagung und Band sind mehrere Institutionen und Personen beteiligt gewesen, denen auch an diesem Ort herzlich zu danken ist. Zunächst geht ein Dank an alle Autorinnen und Autoren, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven auf dieses Thema eingelassen haben. Zu danken ist zugleich dem Collegium Helveticum für die Unterstützung bei der Organisation und Durchführung der Tagung. Namentlich geht unser Dank an den Leiter des Collegiums, Gerd Folkers, sowie an die dortigen Mitarbeiter Andrea Truttmann und Martin Schmid. Zudem hat das Collegium dankenswerterweise die gesamte Finanzierung getragen. Danken möchte ich auch Lukas Trabert, dem Leiter des Alber-Verlags, für seine Offenheit diesem Thema gegenüber sowie seiner Mitarbeiterin Mira Fischer für die Erstellung des Manuskripts und schließlich den Kieler Hilfskräften für das Korrekturlesen: Magdalena Klettner und Christian Kolodzey. Dadurch kann dieser Band an einem Ort erscheinen, an den er in mehrerer Hinsicht bestens passt.

Zürich und Kiel im Juni 2014, Stefan Berg und Hartmut von Sass

Inhalt

STEFAN BERG und HARTMUT VON SASS, Eine spielerische Einleitung	9
I. Zum Ernst des Lebens als Spiel	
BRIGITTE BOOTHE, Verdächtige Spiele. Die Aufführung psychischen Leidens	42
PETER ALBRECHT, Die wissenschaftliche Strafrechtsdogmatik – mehr als ein Glasperlenspiel?	64
BIRGER PRIDDAT, Markt als Spiel	88
THOMAS WABEL, Spiel. Der Ernst des Lebens und die Theologie .	106
II. Die Kunst des Spielens	
CLAUS TIEDEMANN, Zum spielerischen Gehalt des Sports und seinem metaphorischen Mehrwert	138
STEFAN BERG, Ein Zwischen denken. Überlegungen zum Spiel in Schillers <i>Über die ästhetische Erziehung</i>	158
HANNAH FISSENEBERT, Ernst sein ist alles. Die Instrumentalisierung des Spiels im Schauspiel	196
III. Spielzüge im Denken und Handeln	
DAVID LAUER, Sprache als Spiel: <i>ergon</i> und <i>energeia</i>	224
WERNER STEGMAIER, Spielräume der Moral in Orientierungssituationen	264
DIETRICH KORSCH, Dogmatik – ein Spiel	278

Werner Stegmaier

Spielräume der Moral in Orientierungssituationen

Moral will alles andere als ein Spiel sein, und wir hüten uns, mit ihr zu spielen. Und doch schließen Moral und Spiel einander nicht aus. Zum einen haben auch Spiele ihre Moral, wenn man ›Moral‹ weit genug als Ensemble verbindlicher und verinnerlichter Verhaltensregeln fasst: Fairness, die man in zwischenmenschlichen Beziehungen regelmäßig erwartet, wird am plausibelsten vom Spiel, von erklärten Spielen her gedacht. Zum anderen kommt auch Moral nicht ohne Spielräume und Spielzüge aus. Denn sie ist eine Funktion menschlicher Orientierung, und Orientierung, die allem Verhalten und Handeln und allem Denken und Sprechen vorausgeht, hält sich stets Spielräume offen, auch in der Moral und gegenüber der Moral. Die menschliche Orientierung spielt nicht mit ihr, aber sie folgt auch nicht geradewegs den Forderungen der Moral. Sie behält sich vor, wann und wie und wie weit sie ihnen folgen will, und nur so kann sie der Moral gerecht werden und sie nicht zum Fanatismus ausarten lassen. Die eine Seite, die Fairness als Moral des Spiels, ist vielfach besprochen worden und steht hier nicht in Frage. Dieser Beitrag fokussiert auf die andere Seite, das Spiel in der Moral und gegenüber der Moral. Es liegt nahe, ihn seinerseits spielerisch, essayistisch zu halten und darum auf den üblichen wissenschaftlichen Apparat zu verzichten. Nur so viel: Der Beitrag basiert auf der 2008 erschienenen *Philosophie der Orientierung* des Autors und entwickelt sie ein Stück weiter.

1. Der Begriff des Spiels und des Spielraums

Der späte Wittgenstein hat den Begriff des Spiels philosophisch denkbar tief gelegt, hat ihn zum Begriff des Begriffs überhaupt gemacht, um den es seit jeher allen großen Philosophen gegangen ist, und, mehr

noch, einen spielerischen Umgang mit ihm gelehrt. Daran kann man hier anschließen.

Nach den *Philosophischen Untersuchungen* Wittgensteins ist jeder scheinbar festliegende Begriff Teil eines ›Sprachspiels‹. Sein Sinn steht nicht an sich fest und wird auch nicht letztgültig durch irgendjemanden festgestellt oder festgelegt. Ein Begriff, zunächst ein Wort, wird schlicht ›gebraucht‹, in verschiedenen Situationen auf mehr oder weniger gleiche, ähnliche oder verschiedene Weise. Man kann wohl versuchen, die Bedeutung eines Wortes durch eine Definition festzulegen und es so zu einem allgemein gültigen Begriff zu machen. Das tut man vor allem in der Wissenschaft und im Recht, zuweilen auch in den Medien, kaum aber im alltäglichen Gebrauch der Sprache. Versucht man es, bleibt dabei immer offen, ob und inwieweit andere dem folgen oder nicht, ob der Begriff (auch der des Sprachspiels) im Spiel bleibt oder nicht. Jeder, der ein Wort oder einen Begriff so oder so gebraucht, entscheidet, auch wenn er die gängig gewordene Bedeutung nur wiederholt und dadurch bekräftigt, über seine Bedeutung mit, in einem offenen Spiel, das niemand steuert und niemand steuern kann.

Der Begriff ›Spiel‹ selbst ist dafür, gerade bei Wittgenstein, das beste Beispiel. Schon unter den erklärten Spielen, zu denen man zusammenkommt, um sie zu spielen (›Kommt, wir machen ein Spiel!‹), und die man ›offiziell‹ beginnt und beendet, zeigt sich eine so große Bandbreite dessen, was ein Spiel sein kann, dass sie nicht alle unter eine gemeinsame Definition zu fassen sind. Es gibt Spiele, die man zusammen, aber auch Spiele, die man alleine spielt, Spiele zur Entspannung und erregende Kampfspiele, Spiele, bei denen man gewinnen und verlieren kann, und solche, bei denen es keine Gewinner und Verlierer gibt, Spiele, die man nebenbei spielt, und Spiele, mit denen man seinen Lebensunterhalt verdient, Spiele, in denen man sein Vermögen und sein Leben verspielen kann, Spiele mit festen und Spiele mit lockeren oder ganz ohne Regeln usw. usw. Man findet, wenn man ihn sucht, keinen festen Kern, in dem alle Spiele übereinstimmen, sie sind durch kein gemeinsames Wesen, nur, so Wittgenstein, durch ›Familienähnlichkeiten‹ verbunden. X und y haben manches gemeinsam, y und z haben manches gemeinsam, z und a haben manches gemeinsam, aber nicht alle müssen mit allen etwas gemeinsam haben, und vielleicht haben a und x gar nichts gemeinsam. Aber es kann Übergänge von a über b und c und d bis zu x geben, so dass man immer noch dasselbe Wort gebrauchen kann, auch wenn man ganz Verschiedenes meint. Ein

Gebrauch des Wortes ›Spiel‹ lässt, kann man sagen, Spielraum für *andere* Gebrauchsweisen und diese Gebrauchsweisen für wieder andere; werden immer weitere Spielräume genutzt, ist der Gebrauch irgendwann ein ganz anderer.

Soweit erklärte Spiele Regeln haben, können diese ausdrücklich formuliert sein, als Spielregeln. Regeln verpflichten auf gleiches Verhalten unter ähnlichen Bedingungen, hier im Rahmen des erklärten Spiels. Aber auch sie lassen zugleich Spielräume, Räume für eigene Entscheidungen *jenseits* der Regeln, und müssen sie lassen. Denn Regeln haben nur Sinn, wenn sie für verschiedene Situationen gelten, und in anderen Situationen müssen sie – mehr oder weniger – anders angewendet werden. Eine Figur im Schachspiel darf man nur so oder so ziehen, aber darin, ob und gegebenenfalls wohin und wie weit man sie zieht, muss man von Fall zu Fall entscheiden. In erklärten Spielen kommt es nicht nur auf die Regeln, sondern ebenso auf eigene Entscheidungen jenseits der Regeln an, und das Gelingen dieser Entscheidungen hängt dann einerseits vom eigenen Geschick, andererseits dem Können des Gegners ab (soweit es einen gibt) oder einfach vom Zufall. Der Spielraum, den Regeln lassen, ist einer der Gründe, aus denen man überhaupt von ›Spielen‹ spricht. Versucht man nun den Begriff des Spielraums zu bestimmen (aber auch hier wird es eine ganze Bandbreite von Gebrauchsweisen geben), kann man sagen: Spielräume haben Grenzen, die Regeln, diese Regeln grenzen etwas ab, was man einen ›Raum‹ nennen kann, einen geregelten Raum unregelmäßig oder, wie man dann sagt, ›spielerischen‹ Verhaltens. Spielräume wären dann geregelte Grenzen unregelmäßigem Verhalten.

Aber auch erklärte Spiele müssen, wie angedeutet, keine festen Regeln haben. Ein paar junge Leute langweilen sich am Strand, einer spielt einem andern einen herumliegenden Ball zu, der nimmt ihn auf, spielt ihn einem Dritten zu, einige springen unternehmungslustig auf, es entsteht ein Ballspiel, in dem der Ball einfach zwischen den Beteiligten hin und her geht, bis sich vielleicht Regeln ›einspielen‹, man z. B. nur noch die Füße benutzt. Und diese Regeln können sich dann auch ändern. Ein Weiterer spielt mit, benutzt, weil er darin geschickter ist, auch die Hände, und man will ihn nicht ausschließen, und ein anderer benutzt nur den Kopf, und jetzt spielen Fußball-, Handball- und Kopfballspieler ein gemeinsames Spiel, was allen Beteiligten richtig Spaß macht. Es kann dann einer für dieses Spiel, so wie es jetzt läuft, nach

festen Regeln rufen, aber die ändern wollen das nicht, sie wollen einfach weiterspielen und das Spiel wie bisher sich selber regeln lassen.

Die Grenzen von Spielräumen müssen nicht scharf und nicht ein für alle Mal gezogen sein, sie können sich ihrerseits in Spielräumen verschieben. Man kann in einem Spiel, ob in einem Sprachspiel oder einem Ballspiel, nicht, zumindest nicht ohne Schwierigkeiten, etwas *ganz* anderes tun als die ändern, die Worte oder den Ball nicht *beliebig* anders gebrauchen. Die Spielzüge müssen zueinander passen, nach Kriterien, die jedoch ihrerseits nicht feststehen müssen, sondern sich ebenfalls einspielen und verändern können. Dies nun ist weniger bei erklärten Spielen als bei Sprachspielen der Fall, und es ist auch der Fall bei Moralien, die man insofern ›Moralspiele‹ nennen könnte. Man kann sie wohl, wenn dazu ein Anlass besteht, nach Kriterien auf Regeln festlegen, damit aber leicht auch ›das Spiel verderben‹. Bei Sprachspielen etwa wird man Kriterien und Regeln dann vermeiden, wenn man Poesie und Fiktion Raum lassen, bei Moralspielen, wenn man sich nicht moralisch aufspielen will. Denn man kann Regeln auch einfach, wie bei jenem Ballspiel am Strand, durch andere Regeln überspielen. Dann entsteht ein Spiel mit dem Spiel, das Spiel wird reflexiv, und als reflexives kann es, ohne sich auf feste Kriterien festzulegen, über seine eigenen Regeln verfügen und sie, wo immer es angezeigt scheint, weiterentwickeln. So kann es auf neue Situationen reagieren. Anders als erklärte Spiele, in denen die Lebensnotwendigkeiten eher pausieren, müssen Sprachspiele und Moralspiele mit der Zeit gehen können.

Dieses Spiel mit dem Spiel in Spielräumen des Passens häuft sich, wenn man vollends über die erklärten Spiele hinaus blickt und z. B. auf ›Rollenspiele‹, ›politische Spiele‹, ›Machtspiele‹, ›Schauspiele‹, musikalische und sportliche ›Festspiele‹ fokussiert oder auf ›Gedankenspiele‹, die sich als bloße ›Wortspiele‹ herausstellen oder sich in ›Glasperlenspielen‹ erschöpfen können, usw. Man wird hier von Metaphorisierungen des Spiels erklärter Spiele sprechen, wörtlich ›Übertragungen‹ oder ›Verschiebungen‹ von Bedeutungen. Doch auch sie geschehen zumeist spielerisch, ohne vorgegebene Regeln. Wer will sagen, was da wohin übertragen wird, welche die ursprüngliche und welche die verschobene Bedeutung ist? Warum sollte das erklärte Spiel das ›eigentliche‹ Spiel sein und nicht z. B. das Rollen- oder Machtspiel? Auch bei Metaphorisierungen können neue Gebrauchsweisen eines Wortes von niemandem dekretiert werden, auch hier spielen sie sich ein. Und hier sind die Spielräume noch weiter, die Regeln, wenn es sie gibt, noch undeut-



licher und unauffälliger und können sich darum noch leichter verschieben – doch nach wie vor in Spielräumen des Passens. Das gilt auch für jenen ›Raum‹ im Wort ›Spielraum‹: Was wäre der ›Raum‹ beim Machtspiel oder beim Gedankenspiel? Sicher kein räumlicher Raum mehr, aber man könnte Übergänge vom räumlichen zum metaphorischen Raum rekonstruieren.

Erstes Fazit: Die Sprache hält sich durch Spielräume für Verschiebungen von Gebrauchsweisen der Worte in Bewegung, bewegt dabei manches, manches nicht, manches rascher, manches verhaltener. Begriffe dagegen sollen ein für alle Mal feststehen, eine fest geregelte Bedeutung haben, auf die man sich im Weiteren verlassen kann. Aber sie ›sollen‹ das nur, und oft genug verschieben auch sie ihre Bedeutung (z. B. die Begriffe der Masse und der Energie im Übergang von der newtonschen zur einsteinschen Physik). In ihrer Bedeutung feststehende Begriffe sind also keine schlichten Gegebenheiten. Sie unterscheiden sich von in ihrer Bedeutung beweglichen Worten durch eine moralische Forderung: sie *sollen* feststehen. Die Unterscheidung von beweglichen Worten und feststehenden Begriffen führt also geradewegs in die Moral hinein. Wenn wir feste Begriffe fordern, sind wir schon in der Moral.

2. Spielräume der Moral

Moral kommt hier in eine Doppelrolle. Einerseits gilt, was für die Sache, das Wort und den Begriff ›Spiel‹ und für die Sache, das Wort und den Begriff ›Sprache‹ gilt, auch für die Sache, das Wort und den Begriff ›Moral‹. Auch Moral spielt sich ein und überspielt immer wieder ihre Regeln, auch diese können nur in engen Grenzen dekretiert und kontrolliert werden. Wenn das einmal durch Religion und ihre Priester möglich gewesen sein sollte, so bietet Religion in modernen demokratischen Gesellschaften kaum mehr Garantien für Moral, im Gegenteil, Religionen haben hier ersichtlich nur noch Spielräume in jeweils eingespielten Moralensystemen. Moral ist in modernen demokratischen Gesellschaften pluralistisch, für das Wort ›Moral‹ ergibt sich eine vergleichbare Bandbreite von Gebrauchsweisen wie für das Wort ›Spiel‹. Auch hier ließe sich eine Skala von Verschiebungen zusammenstellen. Mag man bei ›Moral‹ zunächst an religiös und philosophisch begründete Nächstenliebe, Selbstlosigkeit, Pflichten gegenüber allen andern,

Werteordnungen, Verzeihungs- und Versöhnungsbereitschaft und Verwandtes denken, so kommt man über soziologisch erfassbare Sexual-, Ehe-, Gruppenmoralen usw. am Ende auch zu so etwas wie ›Kampf‹ und ›Kriegsmoral‹, das Gegenteil dessen, wovon man ausgegangen war. Auch hier findet sich kein unumstrittener Kern eines feststehenden Begriffs. Wenn wir die Moral eingangs ein Ensemble verbindlicher und verinnerlichter Verhaltensregeln genannt haben, so wird man auch über jeden der dabei verwendeten Begriffe trefflich streiten können.

Moral ist auch beweglich, und das ist bestens bekannt. Um nur zwei jüngste öffentlichkeitswirksame Bewegungen der Sexualmoral zu erwähnen: Ist heute, nach schweren Skandalen, sexueller Verkehr mit Kindern moralisch strikt ausgeschlossen, gab es doch einmal in der Bundesrepublik Deutschland unter ehrenwerten Leuten ernsthafte Debatten zu dessen Freigabe. Und galten gleichgeschlechtliche Beziehungen und *patchwork*-Familien einmal als moralisch verabscheuungswürdig, so können in modernen demokratischen Gesellschaften Minister inzwischen offen homosexuell leben und verheiratete Staatspräsidenten zusammen mit einer ungetrauten Lebensgefährtin ihr Land repräsentieren. Dem müssen Moralensysteme folgen können. In multikulturellen Gesellschaften bedarf es nicht einmal der Erinnerung älterer Leute, um die Vielheit von Moralensystemen zu beobachten und Moralensysteme untereinander zu vergleichen. Man erlebt hier unmittelbar, wie in verschiedenen Kulturen verschiedene Lebensbereiche, besonders wieder Liebesverhältnisse, verschieden moralisiert werden, sei es mit oder ohne Religion, und so wird offensichtlich, dass Moralensysteme nur in begrenzten Räumen verbindlich sind, die sich zuweilen sogar geographisch eingrenzen lassen. Darum bleibt modernen demokratischen und multikulturellen Gesellschaften nichts anderes, als Gruppen und dann auch Individuen ihre jeweiligen Moralensysteme zuzugestehen, diesen Spielräume zu lassen und nur auf wenigen allgemeinen Standards rechtlicher Art zu bestehen.

Entsprechend weit werden die Spielräume der Moralkritik, in der von einer Moral aus andere Moralensysteme kritisiert werden. Aber auch sie sind nicht unbegrenzt, weder bei den kritisierenden noch bei den kritisierten Moralensystemen. Das gilt auch für wissenschaftliche und philosophische Moralkritik. Wie weit dürfte z. B. ein Artikel wie der vorliegende über die Moral als Spiel moralisch gehen? Muss er besonnen, tolerant, wohlwollend, ernsthaft bleiben oder darf er auch, wie seit langem

schon Komödien und Romane, jetzt Filme und Songs, im Format eines Essays ironisch, vielleicht auch satirisch oder gar zynisch und polemisch werden? Von welcher roten Linie an würde ein Autor, der sie überschreitet, seinerseits moralisch disqualifiziert und exkludiert?

Das ist die andere Seite: Die Spielräume sind bei der Moral, soweit man von ihr im Singular sprechen kann, deutlich enger. Von ›Moral-spiel‹ mag man vielleicht in Analogie zu Wittgensteins ›Sprachspiel‹ reden können, darüber hinaus kaum noch. Moral beschränkt das Sprachspiel über sie, und das dürfte soziologisch auch ihre Funktion sein: das Verhalten aller in Frage Kommenden auf explizite oder implizite Regeln festzulegen, durch die sich Verhaltensspielräume beschränken lassen. In Gesellschaft mit andern zu leben erfordert, mit ihnen bis zu einem gewissen Grad ›rechnen‹ zu können, sich ›aufeinander verlassen‹ zu können. Dazu erziehen wir einander (und nicht nur Kinder) unablässig so, dass wir einigermaßen miteinander planen können, und grenzen die aus und sperren sie im Extremfall ein, bei denen das scheidet.

Zweites Fazit: Moralische Regeln, gerade weil sie weithin ungeschrieben bleiben (so knapp wie bei den Zehn Geboten ginge es heute nicht mehr), müssen hart sein, wenn sie ihre Funktion erfüllen sollen, ein erträgliches Zusammenleben ganz unterschiedlicher Menschen zu ermöglichen. Und sie werden, soweit das eben geht, weiter gehärtet durch die Einschaltung von Rechtsnormen, deren Einhaltung man erzwingen kann, letztlich durch physische Polizeigewalt.

3. Spielräume der Orientierung

Moral wird ›verinnerlicht‹: Sie hat ihre Funktion in der menschlichen Orientierung und kommt darin weitestgehend ohne Polizeigewalt aus. Dass Orientierung im menschlichen Leben (und nicht nur im menschlichen) ihrerseits eine grundlegende Funktion hat, wird meist übersehen, und doch wird erst von ihr her der Sinn und die Bedeutung von Spielräumen, auch von Spielräumen der Moral, deutlich. Das Sprachspiel der Orientierung ist, seit Moses Mendelssohn und Immanuel Kant es in der Philosophie eingebürgert haben, so selbstverständlich geworden, dass es irgendwann gar nicht auffiel und seither in den Wissenschaften, die sich des Begriffs ›Orientierung‹ gerne und oft naiv bedienen, und auch in der Philosophie zumeist unbeachtet bleibt. Aber

sich im Denken und Leben orientieren zu können, in diesem Fall eine klare Metaphorisierung des geographischen ›sich nach Osten Ausrichten‹, um vom Aufgang (lat. *oriri*) der Sonne her die übrigen Himmelsrichtungen bestimmen zu können, ist, wie man jederzeit erfahren kann, keineswegs selbstverständlich. Orientierung gelingt wohl meistens leicht, kann aber immer wieder auch Schwierigkeiten machen, schon bei der Unterscheidung der Himmelsrichtungen, und, schon bei der Unterscheidung von rechts und links, mehr oder weniger versagen. Man kann, wenn es um Orientierung in kritischen Situationen oder um Lebensorientierung überhaupt geht, in Desorientierung verfallen, die Angst erregt, und, wenn sie andauert, in Verzweiflung und Depression. Aus einer solchen Desorientierung will man unbedingt heraus. Denn mit Orientierung fängt alles an, von ihr hängt alles Weitere ab, und sie gibt ihre eigenen Bedingungen vor.

Orientierung hat, wo auch immer, wie auch immer, eine Situation vor sich, die so komplex ist, dass sie nur begrenzt zu überblicken ist. Das zwingt sie, sich vorläufig an Anhaltspunkte zu halten, die sie selbst aufgreifen und unter denen sie sich entscheiden muss. Je nachdem, wie sie dabei entscheidet, kann es in ganz unterschiedliche Richtungen weitergehen. Orientierung hat also von Anfang an Spielräume der Entscheidung. Die Anhaltspunkte sind nicht beliebig, es sind die der jeweiligen Situation für die jeweilige Orientierung mit ihren jeweiligen Bedürfnissen und Interessen; diese geben ihnen ihre Relevanz. Anhaltspunkte passen wiederum in Spielräumen zu anderen Anhaltspunkten, und wenn sich da plausible Muster ergeben, kann man auf sie hin handeln, ›die Situation bewältigen‹. Anhaltspunkte eröffnen so einen ›Raum‹, einen Spielraum für Handlungsentscheidungen. Die Situation gibt nicht schon Kriterien der Auswahl unter möglichen Anhaltspunkten und der Entscheidung nach ihnen vor. Soweit sie herangezogen werden, sind sie in der jeweiligen Situation auch nur Anhaltspunkte, und es muss sich erst zeigen, welche Relevanz sie ihrerseits in ihr haben. So fallen auch lebenswichtige Orientierungsentscheidungen in einem offenen Spiel des Wettbewerbs von Anhaltspunkten um ihre Relevanz – mit allen Risiken, die damit verbunden sind.

Orientierungsentscheidungen sind jedoch immer nur vorläufig. Man kann sich, um unangenehme Folgen einer Entscheidung zu glätten, in einer neuen Situation wieder neu entscheiden, freilich auch dies mit neuen Risiken. Und man kann sich in derselben Sache, z. B. der

Eheschließung, nicht beliebig oft entscheiden, auch wenn sich die Situationen deutlich ändern. Man würde dann irgendwann den eigenen Orientierungsentscheidungen nicht mehr trauen. Vor allem aber würden die andern das Vertrauen verlieren, mit jemandem, der sich laufend umentscheidet, langfristig rechnen zu können. Da schreitet denn die Moral ein mit ihrer Grundforderung der Verbindlichkeit und Zuverlässigkeit und begrenzt den Entscheidungsspielraum. Sie dringt, um es paradox zu formulieren, auf die Entscheidung, sich nicht laufend neu zu entscheiden, also auf Entschiedenheit. Sie verhilft zur Entschiedenheit im Spiel.

Drittes Fazit: Ist Orientierung immer dort, wo sich Spielräume der Entscheidung auftun, ohne dass die Entscheidungskriterien schon feststehen, so die Moral dort, wo man, vor allem in Gesellschaft, die Spielräume beschränkt oder schließt.

4. Moral als Funktion der menschlichen Orientierung

Dies, zur Entschiedenheit in offenen Entscheidungsspielräumen zu verhelfen, die Entscheidungsspielräume also zu beschränken oder zu schließen, scheint die Funktion der Moral in der menschlichen Orientierung überhaupt zu sein, und davon gehen die meisten auch aus, wenn sie von ›Verbindlichkeit‹ sprechen. Auch die Funktion der Moral in der menschlichen Orientierung ist so selbstverständlich geworden, dass sie kaum mehr auffällt. Auch sie fällt nur noch in besonderen Situationen auf, und das scheinen hier die zu sein, in denen jemand offensichtlich in Not ist und unmittelbar Hilfe braucht und man dann alles andere stehen und liegen lässt, um zu helfen. In unmittelbar gegenwärtigen Nöten anderer springt, könnte man sagen, die moralische Orientierung an, nötigt ihrerseits mit großer Entschiedenheit, dem, der da in Not ist, beizuspringen, und dies immer dann, wenn kein anderer da ist, der vielleicht besser helfen könnte, z. B. ein Arzt bei einem Unfall. Man wird dann zum ›Nächsten‹ im biblischen Sinn, zum Nächsten in der Verantwortung für einen oft beliebigen Andern, es fällt einem dann die Verantwortung zu. Das kann sehr weit gehen. Da steht eine gebrechliche alte Dame am Rand der Straße, will sie offenbar überqueren und ängstigt sich davor. Man sieht, wie hilflos sie ist, und niemand sonst ist bei ihr, niemand auch in der Nähe, der helfen könnte. Dann springt man ein, wiewohl man doch gerade jetzt etwas sehr Wichtiges

vorhatte und in Eile ist, hilft der alten Dame über die Straße, und als sie sagt, dass sie einkaufen gehen wollte, weil sie nichts mehr zu Hause hat, begleitet man sie auch noch zum Supermarkt. Und da sie dort wieder hilflos herumirrt, sucht man für sie, was sie braucht. Und als sie dann, ermutigt von so viel Hilfeleistung, bittet, sie vielleicht, jetzt mit der schweren Tasche, auch wieder nach Hause zu bringen, und dort gesteht, dass sie mit der Begleichung ihrer Rechnungen und der Regelungen ihrer Steuerangelegenheiten nicht zurechtkommt und sie niemanden habe, der ihr da beistehen könnte, hilft man ihr irgendwann auch da und schließlich beim Umzug in ein Altersheim, wo man sie hin und wieder besucht, sooft es die eigene Zeit erlaubt, und dafür sorgt, dass sie gut behandelt wird. Man hat angesichts solcher Nöte in seiner Nähe mit einem Mal weniger Spielräume, einfach weiter x und y zu tun. Man muss jetzt tun, was zu tun ist. In solchen – moralisch relevanten – Situationen engt Moral die Spielräume der Orientierung auffällig ein, und je größer die Nöte anderer sind und je stärker der Zeitdruck ist, um ihnen da herauszuhelfen, desto mehr.

Solche Situationen gehen wohl irgendwann vorüber, und situative moralische Regungen wie die beschriebenen haben ihre Zeit. Dennoch können sie jederzeit und für jeden wiederkehren. Das regt zur Verallgemeinerung an. Es entstehen Regeln, anderen in Nöten beizuspringen (bis hin zur juristischen Pflicht der Hilfeleistung), und solche Regeln kommen dann, in vielfachen weiteren Verallgemeinerungen und Differenzierungen, als ›die‹ Moral zur Sprache, vor allem dann, wenn gegen sie verstoßen wird. Die Anlässe im biblischen Kontext sind noch sehr konkret: vor allem Verarmung, Verwitwung, Verwaisung, ferner die, gegen die in einigen der Zehn Gebote Abhilfe geschaffen werden soll, und im späteren Judentum immer mehr die, die aus der Tora im Ganzen erhoben wurden und gegen die sich die 613 Mizwot richten. Heute, wenn wir vieles überspringen, wollen wir die Würde keines Menschen durch keine Not verletzt sehen (z. B. soll er für gute Arbeit auch guten Lohn erhalten oder sollen Südeuropäer kein dürftigeres Leben leben müssen als Nordeuropäer). Entsprechend verregeln wir das menschliche Leben immer mehr, moralisch und juristisch.

Viertes Fazit: Über die situativen Anlässe hinaus entsteht eine das Leben zunehmend durchdringende Moral, die, soweit es geht, in Rechtsregeln kodifiziert wird. Man entzieht die Moral der Zeit und damit wechselnden Situationen. Es entsteht eine fixe Moral.

5. Spielräume der moralischen Orientierung

Damit entsteht aber auch das Problem aller Regeln, das Problem ihrer Anwendung. Es eröffnet neue Spielräume. Zunächst die Spielräume des Missbrauchs von Regeln in Fällen, für die sie nicht vorgesehen waren (bekanntes Beispiel: Missbrauch von Sozialleistungen), dann, soweit die Regeln als unangenehm oder unpassend empfunden werden, die Spielräume zur Ironie, zur Heuchelei, zur Moralschauspielerei. Die Ersteren zwingen, wirkliche Not von angeblicher Not, die Letzteren, Moral und Darstellung von Moral zu unterscheiden, also Integrität von Ironie, Authentizität von Heuchelei, Wahrhaftigkeit von Schauspielerei. Das moralisch Relevante einer Not und das Moralische eines Handelns ist bekanntlich auch und gerade unter Zugrundelegung einer fixen Moral nicht eindeutig zu erkennen. Auch hier ist man wieder auf bloße Anhaltspunkte angewiesen.

Darüber hinaus kann fixierte Moral entgegen ihrem Selbstverständnis zur Macht werden. Man kann *durch sie* nötigen, andere also durch sie erst in Not bringen, indem man sie z. B. bezichtigt oder beschämt. Man kann mit Moral Politik treiben. Man kann, soweit der politischen Moral, die man vertritt, hinreichend Glauben geschenkt wird, die Gläubigen zum Kampf für sie aufrufen, schließlich in Kriege schicken und im Äußersten zu Vernichtungsaktionen und Völkermorden einsetzen, wie das 20. Jahrhundert hinreichend gezeigt hat, in dem auch klügste und gebildetste Leute den politischen Moral zu allem bereiter ›Führer‹ zu folgen bereit waren. Man hat Moral, Religionen und Ideologien inzwischen unter dem Begriff ›belief system‹ zusammengefasst. Gerade die Systematisierung eines moralischen, religiösen, ideologischen Glaubens könnte diesen gefährlich, fanatisch machen. Denn sie schließt auf Dauer die Spielräume der Entscheidung, macht den Handlungsglauben im Grenzfall von Situationen unabhängig, unbedingt.

Im Allgemeinen tradieren sich jedoch auch Moral offensichtlich anders, auch sie über Spielräume, in denen Fixierungen wiederum nur eine begrenzte Rolle spielen. Indem sie sich, ohne in expliziten und festen Regeln formuliert zu werden, einspielen und einander überspielen, werden sie zu Routinen, die eben dadurch wirksam sind, dass sie kaum auffallen. Moral sind dann weniger fix als latent, also verborgen, nicht weil sie geheimnisvoll wären, sondern weil sie selbstverständlich geworden sind. Weil sie als latente nicht benannt und darum

auch nicht diskutiert werden, können sie im Stillen das Leben einer Gesellschaft oder bestimmter Gruppen und Kulturen in ihr umso mehr durchdringen. Auf diese fraglose Weise beruhigen sie die Orientierungen der Einzelnen, geben ihnen anhaltenden und doch beweglichen Halt in einem in der näheren Umgebung Resonanz findenden ›Gefühl‹, das Richtige zu tun. Gut laufende Routinen erwecken die Erwartung, dass es immer so weitergehen wird. Sie schaffen Zuversicht. Moralische Routinen, denen die meisten unwillkürlich folgen, nicht moralische Gesetze, deren komplexe Begründungen nur schwer nachzuvollziehen sind, schaffen die Zuversicht, dass man weiter gut zusammenleben wird.

Auch solche moralischen Routinen werden mit der Zeit zu bloßen Anhaltspunkten der Orientierung, gegenüber denen sich wieder neue ergeben können. Die Orientierung hat nicht nur Spielräume in ihrer Moral, sondern auch ihr gegenüber. Denn sie kann nicht in moralischer Orientierung aufgehen. Wie am Beispiel der gebrechlichen alten Dame zu ersehen, hat man, außer ihr beizuspringen, auch anderes zu tun und sei es nur, wieder anderen aus deren Nöten zu helfen. Auch der ›moralischste Mensch‹ kann sich auf moralische Nötigungen nur begrenzt einlassen und muss sich darum aus ihnen auch wieder lösen, seine Orientierung wieder für andere als die moralische öffnen können. Das geschieht alltäglich durch vielfältige Perspektivierungen der moralischen Nötigung: durch (1) die *temporale* oder auch *quantitative*: Mit der bloßen Wiederholung eines moralischen Handelns nimmt dessen Beachtung und Achtung sichtlich ab; (2) die *argumentative*: Die Gründe, mit dem man ein Handeln nachträglich moralisch rechtfertigt, müssen nicht den Motiven entsprechen, aus denen man damals gehandelt hat; (3) die *inter-individuelle*: Andere können ein Handeln stets anders moralisch beurteilen als man selbst; (4) die *ökonomische*: Nutzenorientierte Rechtfertigungen eines Handelns sind meist glaubhafter als moralische; (5) die *politische*: Wird Moral zur Ausübung von Macht genutzt, macht sie sich gerade moralisch verdächtig; (6) die *juridische*: Die rechtliche Beurteilung eines Handelns kann von der moralischen stark differieren, mitunter schließt sie sie gerade aus; (7) die *mediale*: Medien müssen moralisches Handeln auffällig inszenieren, um bei ihren Abnehmern anzukommen – will man, wie z. B. NGOs, in die Medien kommen, muss man dem entgegenkommen; (8) die *wissenschaftliche*: Die Wissenschaft muss, um verallgemeinerungsfähige Resultate hervorzubringen, von einzelnen Situationen absehen, die mora-

liche Not tritt zurück, die Begründungen von Normen und Prinzipien bleiben in der Regel strittig; (9) die *ästhetische*: Moral überzeugt stärker als durch wissenschaftliche Begründungen durch die Erzählung guter Geschichten – in solchen Geschichten wird die Moral aber nach den Gesetzen des Geschichten-Erzählens zurechtgemacht, und das fällt auf; (10) die *humoristische* Perspektivierung: Humor kann alle moralischen Verhärtungen und Versteifungen mit einem Mal auflösen – und lässt die moralische Nötigung einfach auf sich beruhen. Im Spiel des Humors kommt die Moral leicht aus dem Spiel.

Solche – ganz alltäglichen – Perspektivierungen der moralischen Nötigung erfordern eine Orientierung über Moral, die einschätzen kann, wie relevant und wie verbindlich die jeweilige Moral in der jeweiligen Situation ist. Auch diese Orientierung über Moral bleibt im Spielraum der Moral; man kann sich nicht, ohne moralisch disqualifiziert und exkludiert zu werden, von Moral einfach lossagen, nur ein Stück weit von ihr distanzieren. So schließt die Orientierung über Moral eine Moral im Umgang mit Moral ein; in ihr wird Moral reflexiv wie das Spiel mit dem Spiel. Man kann sie als ethische Orientierung, die die Spielräume der Moral offen hält, von der moralischen Orientierung unterscheiden, die sich darauf beschränkt, moralische Normen zu befolgen, so wie sie in einer Gruppe oder Gesellschaft geltend gemacht werden. Der ethische Orientierungsspielraum gegenüber einer bloßen Befolgung moralischer Normen ist schwer in Theorien zu fassen, für eine Orientierung über unsere Orientierung dagegen völlig gängig. Moral im Umgang mit Moral wird alltäglich gelebt in Unbefangenheit und Aufgeschlossenheit für andere Moralen, in Wohlwollen und Freundlichkeit, auch wo Normen sie nicht verlangen, in Takt und Höflichkeit, mit denen man über leichtere moralische Verfehlungen hinweggeht, in Vornehmheit und Güte, Toleranz und Vergebung, mit denen man auf alle Gegenseitigkeit verzichtet und anderen bewusst andere Moralen zugesteht. Eben wegen des Verzichts auf Gegenseitigkeit können solche Tugenden nicht wieder auf allgemeine, für alle gleich gültige Regeln gebracht werden. Man beobachtet sie vielmehr an Persönlichkeiten, die dafür hoch geschätzt werden: als moralisch »integre« und im Umgang mit Moral »souveräne«.

Fünftes Fazit: Etwas von den Spielräumen, die eine Moral im Umgang mit Moral gegenüber einer fixen Moral schafft, ist auch in die Rede von moralischen Werten eingegangen, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgekommen ist und sich inzwischen breit durch-

gesetzt hat. Gesetzen wird gehorcht, bei Normen wird Erwartungen gefolgt, unter Werten darf man wählen. Werte, so wie sie heute verstanden werden, lassen Spielräume, Spielräume der Moral. Man hat in einer Gesellschaft wohl stets Werte zu beachten, aber man ist, von einigen »Grundwerten« abgesehen, nicht auf bestimmte Werte festgelegt, sondern kann sich, wenn Rechtfertigungen erwartet werden, für diese oder jene entscheiden. Mit der Einräumung von Werten gegenüber Normen, die nun ihrerseits an Werte gebunden werden, wird der Entscheidungscharakter auch alles Moralischen offenbar, als eines Spiels, das kein Spiel sein soll und es doch ist.

Werner Stegmaier

Spielräume der Moral in Orientierungssituationen

Moral will alles andere als ein Spiel sein, und wir hüten uns, mit ihr zu spielen. Und doch schließen Moral und Spiel einander nicht aus. Zum einen haben auch Spiele ihre Moral, wenn man ›Moral‹ weit genug als Ensemble verbindlicher und verinnerlichter Verhaltensregeln fasst: Fairness, die man in zwischenmenschlichen Beziehungen regelmäßig erwartet, wird am plausibelsten vom Spiel, von erklärten Spielen her gedacht. Zum anderen kommt auch Moral nicht ohne Spielräume und Spielzüge aus. Denn sie ist eine Funktion menschlicher Orientierung, und Orientierung, die allem Verhalten und Handeln und allem Denken und Sprechen vorausgeht, hält sich stets Spielräume offen, auch in der Moral und gegenüber der Moral. Die menschliche Orientierung spielt nicht mit ihr, aber sie folgt auch nicht geradewegs den Forderungen der Moral. Sie behält sich vor, wann und wie und wie weit sie ihnen folgen will, und nur so kann sie der Moral gerecht werden und sie nicht zum Fanatismus ausarten lassen. Die eine Seite, die Fairness als Moral des Spiels, ist vielfach besprochen worden und steht hier nicht in Frage. Dieser Beitrag fokussiert auf die andere Seite, das Spiel in der Moral und gegenüber der Moral. Es liegt nahe, ihn seinerseits spielerisch, essayistisch zu halten und darum auf den üblichen wissenschaftlichen Apparat zu verzichten. Nur so viel: Der Beitrag basiert auf der 2008 erschienenen *Philosophie der Orientierung* des Autors und entwickelt sie ein Stück weiter.

1. Der Begriff des Spiels und des Spielraums

Der späte Wittgenstein hat den Begriff des Spiels philosophisch denkbar tief gelegt, hat ihn zum Begriff des Begriffs überhaupt gemacht, um den es seit jeher allen großen Philosophen gegangen ist, und, mehr

noch, einen spielerischen Umgang mit ihm gelehrt. Daran kann man hier anschließen.

Nach den *Philosophischen Untersuchungen* Wittgensteins ist jeder scheinbar festliegende Begriff Teil eines ›Sprachspiels‹. Sein Sinn steht nicht an sich fest und wird auch nicht letztgültig durch irgendjemanden festgestellt oder festgelegt. Ein Begriff, zunächst ein Wort, wird schlicht ›gebraucht‹, in verschiedenen Situationen auf mehr oder weniger gleiche, ähnliche oder verschiedene Weise. Man kann wohl versuchen, die Bedeutung eines Wortes durch eine Definition festzulegen und es so zu einem allgemein gültigen Begriff zu machen. Das tut man vor allem in der Wissenschaft und im Recht, zuweilen auch in den Medien, kaum aber im alltäglichen Gebrauch der Sprache. Versucht man es, bleibt dabei immer offen, ob und inwieweit andere dem folgen oder nicht, ob der Begriff (auch der des Sprachspiels) im Spiel bleibt oder nicht. Jeder, der ein Wort oder einen Begriff so oder so gebraucht, entscheidet, auch wenn er die gängig gewordene Bedeutung nur wiederholt und dadurch bekräftigt, über seine Bedeutung mit, in einem offenen Spiel, das niemand steuert und niemand steuern kann.

Der Begriff ›Spiel‹ selbst ist dafür, gerade bei Wittgenstein, das beste Beispiel. Schon unter den erklärten Spielen, zu denen man zusammenkommt, um sie zu spielen (›Kommt, wir machen ein Spiel!‹), und die man ›offiziell‹ beginnt und beendet, zeigt sich eine so große Bandbreite dessen, was ein Spiel sein kann, dass sie nicht alle unter eine gemeinsame Definition zu fassen sind. Es gibt Spiele, die man zusammen, aber auch Spiele, die man alleine spielt, Spiele zur Entspannung und erregende Kampfspiele, Spiele, bei denen man gewinnen und verlieren kann, und solche, bei denen es keine Gewinner und Verlierer gibt, Spiele, die man nebenbei spielt, und Spiele, mit denen man seinen Lebensunterhalt verdient, Spiele, in denen man sein Vermögen und sein Leben verspielen kann, Spiele mit festen und Spiele mit lockeren oder ganz ohne Regeln usw. usw. Man findet, wenn man ihn sucht, keinen festen Kern, in dem alle Spiele übereinstimmen, sie sind durch kein gemeinsames Wesen, nur, so Wittgenstein, durch ›Familienähnlichkeiten‹ verbunden. X und y haben manches gemeinsam, y und z haben manches gemeinsam, z und a haben manches gemeinsam, aber nicht alle müssen mit allen etwas gemeinsam haben, und vielleicht haben a und x gar nichts gemeinsam. Aber es kann Übergänge von a über b und c und d bis zu x geben, so dass man immer noch dasselbe Wort gebrauchen kann, auch wenn man ganz Verschiedenes meint. Ein

Gebrauch des Wortes ›Spiel‹ lässt, kann man sagen, Spielraum für *andere* Gebrauchsweisen und diese Gebrauchsweisen für wieder andere; werden immer weitere Spielräume genutzt, ist der Gebrauch irgendwann ein ganz anderer.

Soweit erklärte Spiele Regeln haben, können diese ausdrücklich formuliert sein, als Spielregeln. Regeln verpflichten auf gleiches Verhalten unter ähnlichen Bedingungen, hier im Rahmen des erklärten Spiels. Aber auch sie lassen zugleich Spielräume, Räume für eigene Entscheidungen *jenseits* der Regeln, und müssen sie lassen. Denn Regeln haben nur Sinn, wenn sie für verschiedene Situationen gelten, und in anderen Situationen müssen sie – mehr oder weniger – anders angewendet werden. Eine Figur im Schachspiel darf man nur so oder so ziehen, aber darin, ob und gegebenenfalls wohin und wie weit man sie zieht, muss man von Fall zu Fall entscheiden. In erklärten Spielen kommt es nicht nur auf die Regeln, sondern ebenso auf eigene Entscheidungen jenseits der Regeln an, und das Gelingen dieser Entscheidungen hängt dann einerseits vom eigenen Geschick, andererseits dem Können des Gegners ab (soweit es einen gibt) oder einfach vom Zufall. Der Spielraum, den Regeln lassen, ist einer der Gründe, aus denen man überhaupt von ›Spielen‹ spricht. Versucht man nun den Begriff des Spielraums zu bestimmen (aber auch hier wird es eine ganze Bandbreite von Gebrauchsweisen geben), kann man sagen: Spielräume haben Grenzen, die Regeln, diese Regeln grenzen etwas ab, was man einen ›Raum‹ nennen kann, einen geregelten Raum unregelmäßig oder, wie man dann sagt, ›spielerischen‹ Verhaltens. Spielräume wären dann geregelte Grenzen unregelmäßigem Verhalten.

Aber auch erklärte Spiele müssen, wie angedeutet, keine festen Regeln haben. Ein paar junge Leute langweilen sich am Strand, einer spielt einem andern einen herumliegenden Ball zu, der nimmt ihn auf, spielt ihn einem Dritten zu, einige springen unternehmungslustig auf, es entsteht ein Ballspiel, in dem der Ball einfach zwischen den Beteiligten hin und her geht, bis sich vielleicht Regeln ›einspielen‹, man z. B. nur noch die Füße benutzt. Und diese Regeln können sich dann auch ändern. Ein Weiterer spielt mit, benutzt, weil er darin geschickter ist, auch die Hände, und man will ihn nicht ausschließen, und ein anderer benutzt nur den Kopf, und jetzt spielen Fußball-, Handball- und Kopfballspieler ein gemeinsames Spiel, was allen Beteiligten richtig Spaß macht. Es kann dann einer für dieses Spiel, so wie es jetzt läuft, nach

festen Regeln rufen, aber die ändern wollen das nicht, sie wollen einfach weiterspielen und das Spiel wie bisher sich selber regeln lassen.

Die Grenzen von Spielräumen müssen nicht scharf und nicht ein für alle Mal gezogen sein, sie können sich ihrerseits in Spielräumen verschieben. Man kann in einem Spiel, ob in einem Sprachspiel oder einem Ballspiel, nicht, zumindest nicht ohne Schwierigkeiten, etwas *ganz* anderes tun als die ändern, die Worte oder den Ball nicht *beliebig* anders gebrauchen. Die Spielzüge müssen zueinander passen, nach Kriterien, die jedoch ihrerseits nicht feststehen müssen, sondern sich ebenfalls einspielen und verändern können. Dies nun ist weniger bei erklärten Spielen als bei Sprachspielen der Fall, und es ist auch der Fall bei Moralien, die man insofern ›Moralspiele‹ nennen könnte. Man kann sie wohl, wenn dazu ein Anlass besteht, nach Kriterien auf Regeln festlegen, damit aber leicht auch ›das Spiel verderben‹. Bei Sprachspielen etwa wird man Kriterien und Regeln dann vermeiden, wenn man Poesie und Fiktion Raum lassen, bei Moralspielen, wenn man sich nicht moralisch aufspielen will. Denn man kann Regeln auch einfach, wie bei jenem Ballspiel am Strand, durch andere Regeln überspielen. Dann entsteht ein Spiel mit dem Spiel, das Spiel wird reflexiv, und als reflexives kann es, ohne sich auf feste Kriterien festzulegen, über seine eigenen Regeln verfügen und sie, wo immer es angezeigt scheint, weiterentwickeln. So kann es auf neue Situationen reagieren. Anders als erklärte Spiele, in denen die Lebensnotwendigkeiten eher pausieren, müssen Sprachspiele und Moralspiele mit der Zeit gehen können.

Dieses Spiel mit dem Spiel in Spielräumen des Passens häuft sich, wenn man vollends über die erklärten Spiele hinaus blickt und z. B. auf ›Rollenspiele‹, ›politische Spiele‹, ›Machtspiele‹, ›Schauspiele‹, musikalische und sportliche ›Festspiele‹ fokussiert oder auf ›Gedankenspiele‹, die sich als bloße ›Wortspiele‹ herausstellen oder sich in ›Glasperlenspielen‹ erschöpfen können, usw. Man wird hier von Metaphorisierungen des Spiels erklärter Spiele sprechen, wörtlich ›Übertragungen‹ oder ›Verschiebungen‹ von Bedeutungen. Doch auch sie geschehen zumeist spielerisch, ohne vorgegebene Regeln. Wer will sagen, was da wohin übertragen wird, welche die ursprüngliche und welche die verschobene Bedeutung ist? Warum sollte das erklärte Spiel das ›eigentliche‹ Spiel sein und nicht z. B. das Rollen- oder Machtspiel? Auch bei Metaphorisierungen können neue Gebrauchsweisen eines Wortes von niemandem dekretiert werden, auch hier spielen sie sich ein. Und hier sind die Spielräume noch weiter, die Regeln, wenn es sie gibt, noch undeut-

licher und unauffälliger und können sich darum noch leichter verschieben – doch nach wie vor in Spielräumen des Passens. Das gilt auch für jenen ›Raum‹ im Wort ›Spielraum‹: Was wäre der ›Raum‹ beim Machtspiel oder beim Gedankenspiel? Sicher kein räumlicher Raum mehr, aber man könnte Übergänge vom räumlichen zum metaphorischen Raum rekonstruieren.

Erstes Fazit: Die Sprache hält sich durch Spielräume für Verschiebungen von Gebrauchsweisen der Worte in Bewegung, bewegt dabei manches, manches nicht, manches rascher, manches verhaltener. Begriffe dagegen sollen ein für alle Mal feststehen, eine fest geregelte Bedeutung haben, auf die man sich im Weiteren verlassen kann. Aber sie ›sollen‹ das nur, und oft genug verschieben auch sie ihre Bedeutung (z. B. die Begriffe der Masse und der Energie im Übergang von der newtonschen zur einsteinschen Physik). In ihrer Bedeutung feststehende Begriffe sind also keine schlichten Gegebenheiten. Sie unterscheiden sich von in ihrer Bedeutung beweglichen Worten durch eine moralische Forderung: sie *sollen* feststehen. Die Unterscheidung von beweglichen Worten und feststehenden Begriffen führt also geradewegs in die Moral hinein. Wenn wir feste Begriffe fordern, sind wir schon in der Moral.

2. Spielräume der Moral

Moral kommt hier in eine Doppelrolle. Einerseits gilt, was für die Sache, das Wort und den Begriff ›Spiel‹ und für die Sache, das Wort und den Begriff ›Sprache‹ gilt, auch für die Sache, das Wort und den Begriff ›Moral‹. Auch Moral spielt sich ein und überspielt immer wieder ihre Regeln, auch diese können nur in engen Grenzen dekretiert und kontrolliert werden. Wenn das einmal durch Religion und ihre Priester möglich gewesen sein sollte, so bietet Religion in modernen demokratischen Gesellschaften kaum mehr Garantien für Moral, im Gegenteil, Religionen haben hier ersichtlich nur noch Spielräume in jeweils eingespielten Moralensystemen. Moral ist in modernen demokratischen Gesellschaften pluralistisch, für das Wort ›Moral‹ ergibt sich eine vergleichbare Bandbreite von Gebrauchsweisen wie für das Wort ›Spiel‹. Auch hier ließe sich eine Skala von Verschiebungen zusammenstellen. Mag man bei ›Moral‹ zunächst an religiös und philosophisch begründete Nächstenliebe, Selbstlosigkeit, Pflichten gegenüber allen andern,

Werteordnungen, Verzeihungs- und Versöhnungsbereitschaft und Verwandtes denken, so kommt man über soziologisch erfassbare Sexual-, Ehe-, Gruppenmoralen usw. am Ende auch zu so etwas wie ›Kampf‹ und ›Kriegsmoral‹, das Gegenteil dessen, wovon man ausgegangen war. Auch hier findet sich kein unumstrittener Kern eines feststehenden Begriffs. Wenn wir die Moral eingangs ein Ensemble verbindlicher und verinnerlichter Verhaltensregeln genannt haben, so wird man auch über jeden der dabei verwendeten Begriffe trefflich streiten können.

Moral ist auch beweglich, und das ist bestens bekannt. Um nur zwei jüngste öffentlichkeitswirksame Bewegungen der Sexualmoral zu erwähnen: Ist heute, nach schweren Skandalen, sexueller Verkehr mit Kindern moralisch strikt ausgeschlossen, gab es doch einmal in der Bundesrepublik Deutschland unter ehrenwerten Leuten ernsthafte Debatten zu dessen Freigabe. Und galten gleichgeschlechtliche Beziehungen und *patchwork*-Familien einmal als moralisch verabscheuungswürdig, so können in modernen demokratischen Gesellschaften Minister inzwischen offen homosexuell leben und verheiratete Staatspräsidenten zusammen mit einer ungetrauten Lebensgefährtin ihr Land repräsentieren. Dem müssen Moralensysteme folgen können. In multikulturellen Gesellschaften bedarf es nicht einmal der Erinnerung älterer Leute, um die Vielheit von Moralensystemen zu beobachten und Moralensysteme untereinander zu vergleichen. Man erlebt hier unmittelbar, wie in verschiedenen Kulturen verschiedene Lebensbereiche, besonders wieder Liebesverhältnisse, verschieden moralisiert werden, sei es mit oder ohne Religion, und so wird offensichtlich, dass Moralensysteme nur in begrenzten Räumen verbindlich sind, die sich zuweilen sogar geographisch eingrenzen lassen. Darum bleibt modernen demokratischen *und* multikulturellen Gesellschaften nichts anderes, als Gruppen und dann auch Individuen ihre jeweiligen Moralensysteme zuzugestehen, diesen Spielräume zu lassen und nur auf wenigen allgemeinen Standards rechtlicher Art zu bestehen.

Entsprechend weit werden die Spielräume der Moralkritik, in der von einer Moral aus andere Moralensysteme kritisiert werden. Aber auch sie sind nicht unbegrenzt, weder bei den kritisierenden noch bei den kritisierten Moralensystemen. Das gilt auch für wissenschaftliche und philosophische Moralkritik. Wie weit dürfte z. B. ein Artikel wie der vorliegende über die Moral als Spiel moralisch gehen? Muss er besonnen, tolerant, wohlwollend, ernsthaft bleiben oder darf er auch, wie seit langem

schon Komödien und Romane, jetzt Filme und Songs, im Format eines Essays ironisch, vielleicht auch satirisch oder gar zynisch und polemisch werden? Von welcher roten Linie an würde ein Autor, der sie überschreitet, seinerseits moralisch disqualifiziert und exkludiert?

Das ist die andere Seite: Die Spielräume sind bei der Moral, soweit man von ihr im Singular sprechen kann, deutlich enger. Von ›Moral-spiel‹ mag man vielleicht in Analogie zu Wittgensteins ›Sprachspiel‹ reden können, darüber hinaus kaum noch. Moral beschränkt das Sprachspiel über sie, und das dürfte soziologisch auch ihre Funktion sein: das Verhalten aller in Frage Kommenden auf explizite oder implizite Regeln festzulegen, durch die sich Verhaltensspielräume beschränken lassen. In Gesellschaft mit andern zu leben erfordert, mit ihnen bis zu einem gewissen Grad ›rechnen‹ zu können, sich ›aufeinander verlassen‹ zu können. Dazu erziehen wir einander (und nicht nur Kinder) unablässig so, dass wir einigermaßen miteinander planen können, und grenzen die aus und sperren sie im Extremfall ein, bei denen das scheidet.

Zweites Fazit: Moralische Regeln, gerade weil sie weithin ungeschrieben bleiben (so knapp wie bei den Zehn Geboten ginge es heute nicht mehr), müssen hart sein, wenn sie ihre Funktion erfüllen sollen, ein erträgliches Zusammenleben ganz unterschiedlicher Menschen zu ermöglichen. Und sie werden, soweit das eben geht, weiter gehärtet durch die Einschaltung von Rechtsnormen, deren Einhaltung man erzwingen kann, letztlich durch physische Polizeigewalt.

3. Spielräume der Orientierung

Moral wird ›verinnerlicht‹: Sie hat ihre Funktion in der menschlichen Orientierung und kommt darin weitestgehend ohne Polizeigewalt aus. Dass Orientierung im menschlichen Leben (und nicht nur im menschlichen) ihrerseits eine grundlegende Funktion hat, wird meist übersehen, und doch wird erst von ihr her der Sinn und die Bedeutung von Spielräumen, auch von Spielräumen der Moral, deutlich. Das Sprachspiel der Orientierung ist, seit Moses Mendelssohn und Immanuel Kant es in der Philosophie eingebürgert haben, so selbstverständlich geworden, dass es irgendwann gar nicht auffiel und seither in den Wissenschaften, die sich des Begriffs ›Orientierung‹ gerne und oft naiv bedienen, und auch in der Philosophie zumeist unbeachtet bleibt. Aber

sich im Denken und Leben orientieren zu können, in diesem Fall eine klare Metaphorisierung des geographischen ›sich nach Osten Ausrichtens‹, um vom Aufgang (lat. *oriri*) der Sonne her die übrigen Himmelsrichtungen bestimmen zu können, ist, wie man jederzeit erfahren kann, keineswegs selbstverständlich. Orientierung gelingt wohl meistens leicht, kann aber immer wieder auch Schwierigkeiten machen, schon bei der Unterscheidung der Himmelsrichtungen, und, schon bei der Unterscheidung von rechts und links, mehr oder weniger versagen. Man kann, wenn es um Orientierung in kritischen Situationen oder um Lebensorientierung überhaupt geht, in Desorientierung verfallen, die Angst erregt, und, wenn sie andauert, in Verzweiflung und Depression. Aus einer solchen Desorientierung will man unbedingt heraus. Denn mit Orientierung fängt alles an, von ihr hängt alles Weitere ab, und sie gibt ihre eigenen Bedingungen vor.

Orientierung hat, wo auch immer, wie auch immer, eine Situation vor sich, die so komplex ist, dass sie nur begrenzt zu überblicken ist. Das zwingt sie, sich vorläufig an Anhaltspunkte zu halten, die sie selbst aufgreifen und unter denen sie sich entscheiden muss. Je nachdem, wie sie dabei entscheidet, kann es in ganz unterschiedliche Richtungen weitergehen. Orientierung hat also von Anfang an Spielräume der Entscheidung. Die Anhaltspunkte sind nicht beliebig, es sind die der jeweiligen Situation für die jeweilige Orientierung mit ihren jeweiligen Bedürfnissen und Interessen; diese geben ihnen ihre Relevanz. Anhaltspunkte passen wiederum in Spielräumen zu anderen Anhaltspunkten, und wenn sich da plausible Muster ergeben, kann man auf sie hin handeln, ›die Situation bewältigen‹. Anhaltspunkte eröffnen so einen ›Raum‹, einen Spielraum für Handlungsentscheidungen. Die Situation gibt nicht schon Kriterien der Auswahl unter möglichen Anhaltspunkten und der Entscheidung nach ihnen vor. Soweit sie herangezogen werden, sind sie in der jeweiligen Situation auch nur Anhaltspunkte, und es muss sich erst zeigen, welche Relevanz sie ihrerseits in ihr haben. So fallen auch lebenswichtige Orientierungsentscheidungen in einem offenen Spiel des Wettbewerbs von Anhaltspunkten um ihre Relevanz – mit allen Risiken, die damit verbunden sind.

Orientierungsentscheidungen sind jedoch immer nur vorläufig. Man kann sich, um unangenehme Folgen einer Entscheidung zu glätten, in einer neuen Situation wieder neu entscheiden, freilich auch dies mit neuen Risiken. Und man kann sich in derselben Sache, z. B. der

Eheschließung, nicht beliebig oft entscheiden, auch wenn sich die Situationen deutlich ändern. Man würde dann irgendwann den eigenen Orientierungsentscheidungen nicht mehr trauen. Vor allem aber würden die andern das Vertrauen verlieren, mit jemandem, der sich laufend umentscheidet, langfristig rechnen zu können. Da schreitet denn die Moral ein mit ihrer Grundforderung der Verbindlichkeit und Zuverlässigkeit und begrenzt den Entscheidungsspielraum. Sie dringt, um es paradox zu formulieren, auf die Entscheidung, sich nicht laufend neu zu entscheiden, also auf Entschiedenheit. Sie verhilft zur Entschiedenheit im Spiel.

Drittes Fazit: Ist Orientierung immer dort, wo sich Spielräume der Entscheidung auftun, ohne dass die Entscheidungskriterien schon feststehen, so die Moral dort, wo man, vor allem in Gesellschaft, die Spielräume beschränkt oder schließt.

4. Moral als Funktion der menschlichen Orientierung

Dies, zur Entschiedenheit in offenen Entscheidungsspielräumen zu verhelfen, die Entscheidungsspielräume also zu beschränken oder zu schließen, scheint die Funktion der Moral in der menschlichen Orientierung überhaupt zu sein, und davon gehen die meisten auch aus, wenn sie von ›Verbindlichkeit‹ sprechen. Auch die Funktion der Moral in der menschlichen Orientierung ist so selbstverständlich geworden, dass sie kaum mehr auffällt. Auch sie fällt nur noch in besonderen Situationen auf, und das scheinen hier die zu sein, in denen jemand offensichtlich in Not ist und unmittelbar Hilfe braucht und man dann alles andere stehen und liegen lässt, um zu helfen. In unmittelbar gegenwärtigen Nöten anderer springt, könnte man sagen, die moralische Orientierung an, nötigt ihrerseits mit großer Entschiedenheit, dem, der da in Not ist, beizuspringen, und dies immer dann, wenn kein anderer da ist, der vielleicht besser helfen könnte, z. B. ein Arzt bei einem Unfall. Man wird dann zum ›Nächsten‹ im biblischen Sinn, zum Nächsten in der Verantwortung für einen oft beliebigen Andern, es fällt einem dann die Verantwortung zu. Das kann sehr weit gehen. Da steht eine gebrechliche alte Dame am Rand der Straße, will sie offenbar überqueren und ängstigt sich davor. Man sieht, wie hilflos sie ist, und niemand sonst ist bei ihr, niemand auch in der Nähe, der helfen könnte. Dann springt man ein, wiewohl man doch gerade jetzt etwas sehr Wichtiges

vorhatte und in Eile ist, hilft der alten Dame über die Straße, und als sie sagt, dass sie einkaufen gehen wollte, weil sie nichts mehr zu Hause hat, begleitet man sie auch noch zum Supermarkt. Und da sie dort wieder hilflos herumirrt, sucht man für sie, was sie braucht. Und als sie dann, ermutigt von so viel Hilfeleistung, bittet, sie vielleicht, jetzt mit der schweren Tasche, auch wieder nach Hause zu bringen, und dort gesteht, dass sie mit der Begleichung ihrer Rechnungen und der Regelungen ihrer Steuerangelegenheiten nicht zurechtkommt und sie niemanden habe, der ihr da beistehen könnte, hilft man ihr irgendwann auch da und schließlich beim Umzug in ein Altersheim, wo man sie hin und wieder besucht, sooft es die eigene Zeit erlaubt, und dafür sorgt, dass sie gut behandelt wird. Man hat angesichts solcher Nöte in seiner Nähe mit einem Mal weniger Spielräume, einfach weiter x und y zu tun. Man muss jetzt tun, was zu tun ist. In solchen – moralisch relevanten – Situationen engt Moral die Spielräume der Orientierung auffällig ein, und je größer die Nöte anderer sind und je stärker der Zeitdruck ist, um ihnen da herauszuhelfen, desto mehr.

Solche Situationen gehen wohl irgendwann vorüber, und situative moralische Regungen wie die beschriebenen haben ihre Zeit. Dennoch können sie jederzeit und für jeden wiederkehren. Das regt zur Verallgemeinerung an. Es entstehen Regeln, anderen in Nöten beizuspringen (bis hin zur juristischen Pflicht der Hilfeleistung), und solche Regeln kommen dann, in vielfachen weiteren Verallgemeinerungen und Differenzierungen, als ›die‹ Moral zur Sprache, vor allem dann, wenn gegen sie verstoßen wird. Die Anlässe im biblischen Kontext sind noch sehr konkret: vor allem Verarmung, Verwitwung, Verwaisung, ferner die, gegen die in einigen der Zehn Gebote Abhilfe geschaffen werden soll, und im späteren Judentum immer mehr die, die aus der Tora im Ganzen erhoben wurden und gegen die sich die 613 Mizwot richten. Heute, wenn wir vieles überspringen, wollen wir die Würde keines Menschen durch keine Not verletzt sehen (z. B. soll er für gute Arbeit auch guten Lohn erhalten oder sollen Südeuropäer kein dürftigeres Leben leben müssen als Nordeuropäer). Entsprechend verregeln wir das menschliche Leben immer mehr, moralisch und juristisch.

Viertes Fazit: Über die situativen Anlässe hinaus entsteht eine das Leben zunehmend durchdringende Moral, die, soweit es geht, in Rechtsregeln kodifiziert wird. Man entzieht die Moral der Zeit und damit wechselnden Situationen. Es entsteht eine fixe Moral.

5. Spielräume der moralischen Orientierung

Damit entsteht aber auch das Problem aller Regeln, das Problem ihrer Anwendung. Es eröffnet neue Spielräume. Zunächst die Spielräume des Missbrauchs von Regeln in Fällen, für die sie nicht vorgesehen waren (bekanntes Beispiel: Missbrauch von Sozialleistungen), dann, soweit die Regeln als unangenehm oder unpassend empfunden werden, die Spielräume zur Ironie, zur Heuchelei, zur Moralschauspielerei. Die Ersteren zwingen, wirkliche Not von angeblicher Not, die Letzteren, Moral und Darstellung von Moral zu unterscheiden, also Integrität von Ironie, Authentizität von Heuchelei, Wahrhaftigkeit von Schauspielerei. Das moralisch Relevante einer Not und das Moralische eines Handelns ist bekanntlich auch und gerade unter Zugrundelegung einer fixen Moral nicht eindeutig zu erkennen. Auch hier ist man wieder auf bloße Anhaltspunkte angewiesen.

Darüber hinaus kann fixierte Moral entgegen ihrem Selbstverständnis zur Macht werden. Man kann *durch sie* nötigen, andere also durch sie erst in Not bringen, indem man sie z. B. bezichtigt oder beschämt. Man kann mit Moral Politik treiben. Man kann, soweit der politischen Moral, die man vertritt, hinreichend Glauben geschenkt wird, die Gläubigen zum Kampf für sie aufrufen, schließlich in Kriege schicken und im Äußersten zu Vernichtungsaktionen und Völkermorden einsetzen, wie das 20. Jahrhundert hinreichend gezeigt hat, in dem auch klügste und gebildetste Leute den politischen Moral zu allem bereiter ›Führer‹ zu folgen bereit waren. Man hat Moral, Religionen und Ideologien inzwischen unter dem Begriff ›belief system‹ zusammengefasst. Gerade die Systematisierung eines moralischen, religiösen, ideologischen Glaubens könnte diesen gefährlich, fanatisch machen. Denn sie schließt auf Dauer die Spielräume der Entscheidung, macht den Handlungsglauben im Grenzfall von Situationen unabhängig, unbedingt.

Im Allgemeinen tradieren sich jedoch auch Moral offensichtlich anders, auch sie über Spielräume, in denen Fixierungen wiederum nur eine begrenzte Rolle spielen. Indem sie sich, ohne in expliziten und festen Regeln formuliert zu werden, einspielen und einander überspielen, werden sie zu Routinen, die eben dadurch wirksam sind, dass sie kaum auffallen. Moral sind dann weniger fix als latent, also verborgen, nicht weil sie geheimnisvoll wären, sondern weil sie selbstverständlich geworden sind. Weil sie als latente nicht benannt und darum

auch nicht diskutiert werden, können sie im Stillen das Leben einer Gesellschaft oder bestimmter Gruppen und Kulturen in ihr umso mehr durchdringen. Auf diese fraglose Weise beruhigen sie die Orientierungen der Einzelnen, geben ihnen anhaltenden und doch beweglichen Halt in einem in der näheren Umgebung Resonanz findenden ›Gefühl‹, das Richtige zu tun. Gut laufende Routinen erwecken die Erwartung, dass es immer so weitergehen wird. Sie schaffen Zuversicht. Moralische Routinen, denen die meisten unwillkürlich folgen, nicht moralische Gesetze, deren komplexe Begründungen nur schwer nachzuvollziehen sind, schaffen die Zuversicht, dass man weiter gut zusammenleben wird.

Auch solche moralischen Routinen werden mit der Zeit zu bloßen Anhaltspunkten der Orientierung, gegenüber denen sich wieder neue ergeben können. Die Orientierung hat nicht nur Spielräume in ihrer Moral, sondern auch ihr gegenüber. Denn sie kann nicht in moralischer Orientierung aufgehen. Wie am Beispiel der gebrechlichen alten Dame zu ersehen, hat man, außer ihr beizuspringen, auch anderes zu tun und sei es nur, wieder anderen aus deren Nöten zu helfen. Auch der ›moralischste Mensch‹ kann sich auf moralische Nötigungen nur begrenzt einlassen und muss sich darum aus ihnen auch wieder lösen, seine Orientierung wieder für andere als die moralische öffnen können. Das geschieht alltäglich durch vielfältige Perspektivierungen der moralischen Nötigung: durch (1) die *temporale* oder auch *quantitative*: Mit der bloßen Wiederholung eines moralischen Handelns nimmt dessen Beachtung und Achtung sichtlich ab; (2) die *argumentative*: Die Gründe, mit dem man ein Handeln nachträglich moralisch rechtfertigt, müssen nicht den Motiven entsprechen, aus denen man damals gehandelt hat; (3) die *inter-individuelle*: Andere können ein Handeln stets anders moralisch beurteilen als man selbst; (4) die *ökonomische*: Nutzenorientierte Rechtfertigungen eines Handelns sind meist glaubhafter als moralische; (5) die *politische*: Wird Moral zur Ausübung von Macht genutzt, macht sie sich gerade moralisch verdächtig; (6) die *juridische*: Die rechtliche Beurteilung eines Handelns kann von der moralischen stark differieren, mitunter schließt sie sie gerade aus; (7) die *mediale*: Medien müssen moralisches Handeln auffällig inszenieren, um bei ihren Abnehmern anzukommen – will man, wie z. B. NGOs, in die Medien kommen, muss man dem entgegenkommen; (8) die *wissenschaftliche*: Die Wissenschaft muss, um verallgemeinerungsfähige Resultate hervorzubringen, von einzelnen Situationen absehen, die mora-

liche Not tritt zurück, die Begründungen von Normen und Prinzipien bleiben in der Regel strittig; (9) die *ästhetische*: Moral überzeugt stärker als durch wissenschaftliche Begründungen durch die Erzählung guter Geschichten – in solchen Geschichten wird die Moral aber nach den Gesetzen des Geschichten-Erzählens zurechtgemacht, und das fällt auf; (10) die *humoristische* Perspektivierung: Humor kann alle moralischen Verhärtungen und Versteifungen mit einem Mal auflösen – und lässt die moralische Nötigung einfach auf sich beruhen. Im Spiel des Humors kommt die Moral leicht aus dem Spiel.

Solche – ganz alltäglichen – Perspektivierungen der moralischen Nötigung erfordern eine Orientierung über Moral, die einschätzen kann, wie relevant und wie verbindlich die jeweilige Moral in der jeweiligen Situation ist. Auch diese Orientierung über Moral bleibt im Spielraum der Moral; man kann sich nicht, ohne moralisch disqualifiziert und exkludiert zu werden, von Moral einfach lossagen, nur ein Stück weit von ihr distanzieren. So schließt die Orientierung über Moral eine Moral im Umgang mit Moral ein; in ihr wird Moral reflexiv wie das Spiel mit dem Spiel. Man kann sie als ethische Orientierung, die die Spielräume der Moral offen hält, von der moralischen Orientierung unterscheiden, die sich darauf beschränkt, moralische Normen zu befolgen, so wie sie in einer Gruppe oder Gesellschaft geltend gemacht werden. Der ethische Orientierungsspielraum gegenüber einer bloßen Befolgung moralischer Normen ist schwer in Theorien zu fassen, für eine Orientierung über unsere Orientierung dagegen völlig gängig. Moral im Umgang mit Moral wird alltäglich gelebt in Unbefangenheit und Aufgeschlossenheit für andere Moralen, in Wohlwollen und Freundlichkeit, auch wo Normen sie nicht verlangen, in Takt und Höflichkeit, mit denen man über leichtere moralische Verfehlungen hinweggeht, in Vornehmheit und Güte, Toleranz und Vergebung, mit denen man auf alle Gegenseitigkeit verzichtet und anderen bewusst andere Moralen zugesteht. Eben wegen des Verzichts auf Gegenseitigkeit können solche Tugenden nicht wieder auf allgemeine, für alle gleich gültige Regeln gebracht werden. Man beobachtet sie vielmehr an Persönlichkeiten, die dafür hoch geschätzt werden: als moralisch »integre« und im Umgang mit Moral »souveräne«.

Fünftes Fazit: Etwas von den Spielräumen, die eine Moral im Umgang mit Moral gegenüber einer fixen Moral schafft, ist auch in die Rede von moralischen Werten eingegangen, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgekommen ist und sich inzwischen breit durch-

gesetzt hat. Gesetzen wird gehorcht, bei Normen wird Erwartungen gefolgt, unter Werten darf man wählen. Werte, so wie sie heute verstanden werden, lassen Spielräume, Spielräume der Moral. Man hat in einer Gesellschaft wohl stets Werte zu beachten, aber man ist, von einigen »Grundwerten« abgesehen, nicht auf bestimmte Werte festgelegt, sondern kann sich, wenn Rechtfertigungen erwartet werden, für diese oder jene entscheiden. Mit der Einräumung von Werten gegenüber Normen, die nun ihrerseits an Werte gebunden werden, wird der Entscheidungscharakter auch alles Moralischen offenbar, als eines Spiels, das kein Spiel sein soll und es doch ist.

Werner Stegmaier

Spielräume der Moral in Orientierungssituationen

Moral will alles andere als ein Spiel sein, und wir hüten uns, mit ihr zu spielen. Und doch schließen Moral und Spiel einander nicht aus. Zum einen haben auch Spiele ihre Moral, wenn man ›Moral‹ weit genug als Ensemble verbindlicher und verinnerlichter Verhaltensregeln fasst: Fairness, die man in zwischenmenschlichen Beziehungen regelmäßig erwartet, wird am plausibelsten vom Spiel, von erklärten Spielen her gedacht. Zum anderen kommt auch Moral nicht ohne Spielräume und Spielzüge aus. Denn sie ist eine Funktion menschlicher Orientierung, und Orientierung, die allem Verhalten und Handeln und allem Denken und Sprechen vorausgeht, hält sich stets Spielräume offen, auch in der Moral und gegenüber der Moral. Die menschliche Orientierung spielt nicht mit ihr, aber sie folgt auch nicht geradewegs den Forderungen der Moral. Sie behält sich vor, wann und wie und wie weit sie ihnen folgen will, und nur so kann sie der Moral gerecht werden und sie nicht zum Fanatismus ausarten lassen. Die eine Seite, die Fairness als Moral des Spiels, ist vielfach besprochen worden und steht hier nicht in Frage. Dieser Beitrag fokussiert auf die andere Seite, das Spiel in der Moral und gegenüber der Moral. Es liegt nahe, ihn seinerseits spielerisch, essayistisch zu halten und darum auf den üblichen wissenschaftlichen Apparat zu verzichten. Nur so viel: Der Beitrag basiert auf der 2008 erschienenen *Philosophie der Orientierung* des Autors und entwickelt sie ein Stück weiter.

1. Der Begriff des Spiels und des Spielraums

Der späte Wittgenstein hat den Begriff des Spiels philosophisch denkbar tief gelegt, hat ihn zum Begriff des Begriffs überhaupt gemacht, um den es seit jeher allen großen Philosophen gegangen ist, und, mehr

noch, einen spielerischen Umgang mit ihm gelehrt. Daran kann man hier anschließen.

Nach den *Philosophischen Untersuchungen* Wittgensteins ist jeder scheinbar festliegende Begriff Teil eines ›Sprachspiels‹. Sein Sinn steht nicht an sich fest und wird auch nicht letztgültig durch irgendjemanden festgestellt oder festgelegt. Ein Begriff, zunächst ein Wort, wird schlicht ›gebraucht‹, in verschiedenen Situationen auf mehr oder weniger gleiche, ähnliche oder verschiedene Weise. Man kann wohl versuchen, die Bedeutung eines Wortes durch eine Definition festzulegen und es so zu einem allgemein gültigen Begriff zu machen. Das tut man vor allem in der Wissenschaft und im Recht, zuweilen auch in den Medien, kaum aber im alltäglichen Gebrauch der Sprache. Versucht man es, bleibt dabei immer offen, ob und inwieweit andere dem folgen oder nicht, ob der Begriff (auch der des Sprachspiels) im Spiel bleibt oder nicht. Jeder, der ein Wort oder einen Begriff so oder so gebraucht, entscheidet, auch wenn er die gängig gewordene Bedeutung nur wiederholt und dadurch bekräftigt, über seine Bedeutung mit, in einem offenen Spiel, das niemand steuert und niemand steuern kann.

Der Begriff ›Spiel‹ selbst ist dafür, gerade bei Wittgenstein, das beste Beispiel. Schon unter den erklärten Spielen, zu denen man zusammenkommt, um sie zu spielen (›Kommt, wir machen ein Spiel!‹), und die man ›offiziell‹ beginnt und beendet, zeigt sich eine so große Bandbreite dessen, was ein Spiel sein kann, dass sie nicht alle unter eine gemeinsame Definition zu fassen sind. Es gibt Spiele, die man zusammen, aber auch Spiele, die man alleine spielt, Spiele zur Entspannung und erregende Kampfspiele, Spiele, bei denen man gewinnen und verlieren kann, und solche, bei denen es keine Gewinner und Verlierer gibt, Spiele, die man nebenbei spielt, und Spiele, mit denen man seinen Lebensunterhalt verdient, Spiele, in denen man sein Vermögen und sein Leben verspielen kann, Spiele mit festen und Spiele mit lockeren oder ganz ohne Regeln usw. usw. Man findet, wenn man ihn sucht, keinen festen Kern, in dem alle Spiele übereinstimmen, sie sind durch kein gemeinsames Wesen, nur, so Wittgenstein, durch ›Familienähnlichkeiten‹ verbunden. X und y haben manches gemeinsam, y und z haben manches gemeinsam, z und a haben manches gemeinsam, aber nicht alle müssen mit allen etwas gemeinsam haben, und vielleicht haben a und x gar nichts gemeinsam. Aber es kann Übergänge von a über b und c und d bis zu x geben, so dass man immer noch dasselbe Wort gebrauchen kann, auch wenn man ganz Verschiedenes meint. Ein

Gebrauch des Wortes ›Spiel‹ lässt, kann man sagen, Spielraum für *andere* Gebrauchsweisen und diese Gebrauchsweisen für wieder andere; werden immer weitere Spielräume genutzt, ist der Gebrauch irgendwann ein ganz anderer.

Soweit erklärte Spiele Regeln haben, können diese ausdrücklich formuliert sein, als Spielregeln. Regeln verpflichten auf gleiches Verhalten unter ähnlichen Bedingungen, hier im Rahmen des erklärten Spiels. Aber auch sie lassen zugleich Spielräume, Räume für eigene Entscheidungen *jenseits* der Regeln, und müssen sie lassen. Denn Regeln haben nur Sinn, wenn sie für verschiedene Situationen gelten, und in anderen Situationen müssen sie – mehr oder weniger – anders angewendet werden. Eine Figur im Schachspiel darf man nur so oder so ziehen, aber darin, ob und gegebenenfalls wohin und wie weit man sie zieht, muss man von Fall zu Fall entscheiden. In erklärten Spielen kommt es nicht nur auf die Regeln, sondern ebenso auf eigene Entscheidungen jenseits der Regeln an, und das Gelingen dieser Entscheidungen hängt dann einerseits vom eigenen Geschick, andererseits dem Können des Gegners ab (soweit es einen gibt) oder einfach vom Zufall. Der Spielraum, den Regeln lassen, ist einer der Gründe, aus denen man überhaupt von ›Spielen‹ spricht. Versucht man nun den Begriff des Spielraums zu bestimmen (aber auch hier wird es eine ganze Bandbreite von Gebrauchsweisen geben), kann man sagen: Spielräume haben Grenzen, die Regeln, diese Regeln grenzen etwas ab, was man einen ›Raum‹ nennen kann, einen geregelten Raum unregelmäßig oder, wie man dann sagt, ›spielerischen‹ Verhaltens. Spielräume wären dann geregelte Grenzen unregelmäßigem Verhalten.

Aber auch erklärte Spiele müssen, wie angedeutet, keine festen Regeln haben. Ein paar junge Leute langweilen sich am Strand, einer spielt einem andern einen herumliegenden Ball zu, der nimmt ihn auf, spielt ihn einem Dritten zu, einige springen unternehmungslustig auf, es entsteht ein Ballspiel, in dem der Ball einfach zwischen den Beteiligten hin und her geht, bis sich vielleicht Regeln ›einspielen‹, man z. B. nur noch die Füße benutzt. Und diese Regeln können sich dann auch ändern. Ein Weiterer spielt mit, benutzt, weil er darin geschickter ist, auch die Hände, und man will ihn nicht ausschließen, und ein anderer benutzt nur den Kopf, und jetzt spielen Fußball-, Handball- und Kopfballspieler ein gemeinsames Spiel, was allen Beteiligten richtig Spaß macht. Es kann dann einer für dieses Spiel, so wie es jetzt läuft, nach

festen Regeln rufen, aber die ändern wollen das nicht, sie wollen einfach weiterspielen und das Spiel wie bisher sich selber regeln lassen.

Die Grenzen von Spielräumen müssen nicht scharf und nicht ein für alle Mal gezogen sein, sie können sich ihrerseits in Spielräumen verschieben. Man kann in einem Spiel, ob in einem Sprachspiel oder einem Ballspiel, nicht, zumindest nicht ohne Schwierigkeiten, etwas *ganz* anderes tun als die ändern, die Worte oder den Ball nicht *beliebig* anders gebrauchen. Die Spielzüge müssen zueinander passen, nach Kriterien, die jedoch ihrerseits nicht feststehen müssen, sondern sich ebenfalls einspielen und verändern können. Dies nun ist weniger bei erklärten Spielen als bei Sprachspielen der Fall, und es ist auch der Fall bei Moralien, die man insofern ›Moralspiele‹ nennen könnte. Man kann sie wohl, wenn dazu ein Anlass besteht, nach Kriterien auf Regeln festlegen, damit aber leicht auch ›das Spiel verderben‹. Bei Sprachspielen etwa wird man Kriterien und Regeln dann vermeiden, wenn man Poesie und Fiktion Raum lassen, bei Moralspielen, wenn man sich nicht moralisch aufspielen will. Denn man kann Regeln auch einfach, wie bei jenem Ballspiel am Strand, durch andere Regeln überspielen. Dann entsteht ein Spiel mit dem Spiel, das Spiel wird reflexiv, und als reflexives kann es, ohne sich auf feste Kriterien festzulegen, über seine eigenen Regeln verfügen und sie, wo immer es angezeigt scheint, weiterentwickeln. So kann es auf neue Situationen reagieren. Anders als erklärte Spiele, in denen die Lebensnotwendigkeiten eher pausieren, müssen Sprachspiele und Moralspiele mit der Zeit gehen können.

Dieses Spiel mit dem Spiel in Spielräumen des Passens häuft sich, wenn man vollends über die erklärten Spiele hinaus blickt und z. B. auf ›Rollenspiele‹, ›politische Spiele‹, ›Machtspiele‹, ›Schauspiele‹, musikalische und sportliche ›Festspiele‹ fokussiert oder auf ›Gedankenspiele‹, die sich als bloße ›Wortspiele‹ herausstellen oder sich in ›Glasperlenspielen‹ erschöpfen können, usw. Man wird hier von Metaphorisierungen des Spiels erklärter Spiele sprechen, wörtlich ›Übertragungen‹ oder ›Verschiebungen‹ von Bedeutungen. Doch auch sie geschehen zumeist spielerisch, ohne vorgegebene Regeln. Wer will sagen, was da wohin übertragen wird, welche die ursprüngliche und welche die verschobene Bedeutung ist? Warum sollte das erklärte Spiel das ›eigentliche‹ Spiel sein und nicht z. B. das Rollen- oder Machtspiel? Auch bei Metaphorisierungen können neue Gebrauchsweisen eines Wortes von niemandem dekretiert werden, auch hier spielen sie sich ein. Und hier sind die Spielräume noch weiter, die Regeln, wenn es sie gibt, noch undeut-

licher und unauffälliger und können sich darum noch leichter verschieben – doch nach wie vor in Spielräumen des Passens. Das gilt auch für jenen ›Raum‹ im Wort ›Spielraum‹: Was wäre der ›Raum‹ beim Machtspiel oder beim Gedankenspiel? Sicher kein räumlicher Raum mehr, aber man könnte Übergänge vom räumlichen zum metaphorischen Raum rekonstruieren.

Erstes Fazit: Die Sprache hält sich durch Spielräume für Verschiebungen von Gebrauchsweisen der Worte in Bewegung, bewegt dabei manches, manches nicht, manches rascher, manches verhaltener. Begriffe dagegen sollen ein für alle Mal feststehen, eine fest geregelte Bedeutung haben, auf die man sich im Weiteren verlassen kann. Aber sie ›sollen‹ das nur, und oft genug verschieben auch sie ihre Bedeutung (z. B. die Begriffe der Masse und der Energie im Übergang von der newtonschen zur einsteinschen Physik). In ihrer Bedeutung feststehende Begriffe sind also keine schlichten Gegebenheiten. Sie unterscheiden sich von in ihrer Bedeutung beweglichen Worten durch eine moralische Forderung: sie *sollen* feststehen. Die Unterscheidung von beweglichen Worten und feststehenden Begriffen führt also geradewegs in die Moral hinein. Wenn wir feste Begriffe fordern, sind wir schon in der Moral.

2. Spielräume der Moral

Moral kommt hier in eine Doppelrolle. Einerseits gilt, was für die Sache, das Wort und den Begriff ›Spiel‹ und für die Sache, das Wort und den Begriff ›Sprache‹ gilt, auch für die Sache, das Wort und den Begriff ›Moral‹. Auch Moral spielt sich ein und überspielt immer wieder ihre Regeln, auch diese können nur in engen Grenzen dekretiert und kontrolliert werden. Wenn das einmal durch Religion und ihre Priester möglich gewesen sein sollte, so bietet Religion in modernen demokratischen Gesellschaften kaum mehr Garantien für Moral, im Gegenteil, Religionen haben hier ersichtlich nur noch Spielräume in jeweils eingespielten Moralensystemen. Moral ist in modernen demokratischen Gesellschaften pluralistisch, für das Wort ›Moral‹ ergibt sich eine vergleichbare Bandbreite von Gebrauchsweisen wie für das Wort ›Spiel‹. Auch hier ließe sich eine Skala von Verschiebungen zusammenstellen. Mag man bei ›Moral‹ zunächst an religiös und philosophisch begründete Nächstenliebe, Selbstlosigkeit, Pflichten gegenüber allen andern,

Werteordnungen, Verzeihungs- und Versöhnungsbereitschaft und Verwandtes denken, so kommt man über soziologisch erfassbare Sexual-, Ehe-, Gruppenmoralen usw. am Ende auch zu so etwas wie ›Kampf‹ und ›Kriegsmoral‹, das Gegenteil dessen, wovon man ausgegangen war. Auch hier findet sich kein unumstrittener Kern eines feststehenden Begriffs. Wenn wir die Moral eingangs ein Ensemble verbindlicher und verinnerlichter Verhaltensregeln genannt haben, so wird man auch über jeden der dabei verwendeten Begriffe trefflich streiten können.

Moral ist auch beweglich, und das ist bestens bekannt. Um nur zwei jüngste öffentlichkeitswirksame Bewegungen der Sexualmoral zu erwähnen: Ist heute, nach schweren Skandalen, sexueller Verkehr mit Kindern moralisch strikt ausgeschlossen, gab es doch einmal in der Bundesrepublik Deutschland unter ehrenwerten Leuten ernsthafte Debatten zu dessen Freigabe. Und galten gleichgeschlechtliche Beziehungen und *patchwork*-Familien einmal als moralisch verabscheuungswürdig, so können in modernen demokratischen Gesellschaften Minister inzwischen offen homosexuell leben und verheiratete Staatspräsidenten zusammen mit einer ungetrauten Lebensgefährtin ihr Land repräsentieren. Dem müssen Moralensysteme folgen können. In multikulturellen Gesellschaften bedarf es nicht einmal der Erinnerung älterer Leute, um die Vielheit von Moralensystemen zu beobachten und Moralensysteme untereinander zu vergleichen. Man erlebt hier unmittelbar, wie in verschiedenen Kulturen verschiedene Lebensbereiche, besonders wieder Liebesverhältnisse, verschieden moralisiert werden, sei es mit oder ohne Religion, und so wird offensichtlich, dass Moralensysteme nur in begrenzten Räumen verbindlich sind, die sich zuweilen sogar geographisch eingrenzen lassen. Darum bleibt modernen demokratischen *und* multikulturellen Gesellschaften nichts anderes, als Gruppen und dann auch Individuen ihre jeweiligen Moralensysteme zuzugestehen, diesen Spielräume zu lassen und nur auf wenigen allgemeinen Standards rechtlicher Art zu bestehen.

Entsprechend weit werden die Spielräume der Moralkritik, in der von einer Moral aus andere Moralensysteme kritisiert werden. Aber auch sie sind nicht unbegrenzt, weder bei den kritisierenden noch bei den kritisierten Moralensystemen. Das gilt auch für wissenschaftliche und philosophische Moralkritik. Wie weit dürfte z. B. ein Artikel wie der vorliegende über die Moral als Spiel moralisch gehen? Muss er besonnen, tolerant, wohlwollend, ernsthaft bleiben oder darf er auch, wie seit langem

schon Komödien und Romane, jetzt Filme und Songs, im Format eines Essays ironisch, vielleicht auch satirisch oder gar zynisch und polemisch werden? Von welcher roten Linie an würde ein Autor, der sie überschreitet, seinerseits moralisch disqualifiziert und exkludiert?

Das ist die andere Seite: Die Spielräume sind bei der Moral, soweit man von ihr im Singular sprechen kann, deutlich enger. Von ›Moral-spiel‹ mag man vielleicht in Analogie zu Wittgensteins ›Sprachspiel‹ reden können, darüber hinaus kaum noch. Moral beschränkt das Sprachspiel über sie, und das dürfte soziologisch auch ihre Funktion sein: das Verhalten aller in Frage Kommenden auf explizite oder implizite Regeln festzulegen, durch die sich Verhaltensspielräume beschränken lassen. In Gesellschaft mit andern zu leben erfordert, mit ihnen bis zu einem gewissen Grad ›rechnen‹ zu können, sich ›aufeinander verlassen‹ zu können. Dazu erziehen wir einander (und nicht nur Kinder) unablässig so, dass wir einigermaßen miteinander planen können, und grenzen die aus und sperren sie im Extremfall ein, bei denen das scheidet.

Zweites Fazit: Moralische Regeln, gerade weil sie weithin ungeschrieben bleiben (so knapp wie bei den Zehn Geboten ginge es heute nicht mehr), müssen hart sein, wenn sie ihre Funktion erfüllen sollen, ein erträgliches Zusammenleben ganz unterschiedlicher Menschen zu ermöglichen. Und sie werden, soweit das eben geht, weiter gehärtet durch die Einschaltung von Rechtsnormen, deren Einhaltung man erzwingen kann, letztlich durch physische Polizeigewalt.

3. Spielräume der Orientierung

Moral wird ›verinnerlicht‹: Sie hat ihre Funktion in der menschlichen Orientierung und kommt darin weitestgehend ohne Polizeigewalt aus. Dass Orientierung im menschlichen Leben (und nicht nur im menschlichen) ihrerseits eine grundlegende Funktion hat, wird meist übersehen, und doch wird erst von ihr her der Sinn und die Bedeutung von Spielräumen, auch von Spielräumen der Moral, deutlich. Das Sprachspiel der Orientierung ist, seit Moses Mendelssohn und Immanuel Kant es in der Philosophie eingebürgert haben, so selbstverständlich geworden, dass es irgendwann gar nicht auffiel und seither in den Wissenschaften, die sich des Begriffs ›Orientierung‹ gerne und oft naiv bedienen, und auch in der Philosophie zumeist unbeachtet bleibt. Aber

sich im Denken und Leben orientieren zu können, in diesem Fall eine klare Metaphorisierung des geographischen ›sich nach Osten Ausrichten‹, um vom Aufgang (lat. *oriri*) der Sonne her die übrigen Himmelsrichtungen bestimmen zu können, ist, wie man jederzeit erfahren kann, keineswegs selbstverständlich. Orientierung gelingt wohl meistens leicht, kann aber immer wieder auch Schwierigkeiten machen, schon bei der Unterscheidung der Himmelsrichtungen, und, schon bei der Unterscheidung von rechts und links, mehr oder weniger versagen. Man kann, wenn es um Orientierung in kritischen Situationen oder um Lebensorientierung überhaupt geht, in Desorientierung verfallen, die Angst erregt, und, wenn sie andauert, in Verzweiflung und Depression. Aus einer solchen Desorientierung will man unbedingt heraus. Denn mit Orientierung fängt alles an, von ihr hängt alles Weitere ab, und sie gibt ihre eigenen Bedingungen vor.

Orientierung hat, wo auch immer, wie auch immer, eine Situation vor sich, die so komplex ist, dass sie nur begrenzt zu überblicken ist. Das zwingt sie, sich vorläufig an Anhaltspunkte zu halten, die sie selbst aufgreifen und unter denen sie sich entscheiden muss. Je nachdem, wie sie dabei entscheidet, kann es in ganz unterschiedliche Richtungen weitergehen. Orientierung hat also von Anfang an Spielräume der Entscheidung. Die Anhaltspunkte sind nicht beliebig, es sind die der jeweiligen Situation für die jeweilige Orientierung mit ihren jeweiligen Bedürfnissen und Interessen; diese geben ihnen ihre Relevanz. Anhaltspunkte passen wiederum in Spielräumen zu anderen Anhaltspunkten, und wenn sich da plausible Muster ergeben, kann man auf sie hin handeln, ›die Situation bewältigen‹. Anhaltspunkte eröffnen so einen ›Raum‹, einen Spielraum für Handlungsentscheidungen. Die Situation gibt nicht schon Kriterien der Auswahl unter möglichen Anhaltspunkten und der Entscheidung nach ihnen vor. Soweit sie herangezogen werden, sind sie in der jeweiligen Situation auch nur Anhaltspunkte, und es muss sich erst zeigen, welche Relevanz sie ihrerseits in ihr haben. So fallen auch lebenswichtige Orientierungsentscheidungen in einem offenen Spiel des Wettbewerbs von Anhaltspunkten um ihre Relevanz – mit allen Risiken, die damit verbunden sind.

Orientierungsentscheidungen sind jedoch immer nur vorläufig. Man kann sich, um unangenehme Folgen einer Entscheidung zu glätten, in einer neuen Situation wieder neu entscheiden, freilich auch dies mit neuen Risiken. Und man kann sich in derselben Sache, z. B. der

Eheschließung, nicht beliebig oft entscheiden, auch wenn sich die Situationen deutlich ändern. Man würde dann irgendwann den eigenen Orientierungsentscheidungen nicht mehr trauen. Vor allem aber würden die andern das Vertrauen verlieren, mit jemandem, der sich laufend umentscheidet, langfristig rechnen zu können. Da schreitet denn die Moral ein mit ihrer Grundforderung der Verbindlichkeit und Zuverlässigkeit und begrenzt den Entscheidungsspielraum. Sie dringt, um es paradox zu formulieren, auf die Entscheidung, sich nicht laufend neu zu entscheiden, also auf Entschiedenheit. Sie verhilft zur Entschiedenheit im Spiel.

Drittes Fazit: Ist Orientierung immer dort, wo sich Spielräume der Entscheidung auftun, ohne dass die Entscheidungskriterien schon feststehen, so die Moral dort, wo man, vor allem in Gesellschaft, die Spielräume beschränkt oder schließt.

4. Moral als Funktion der menschlichen Orientierung

Dies, zur Entschiedenheit in offenen Entscheidungsspielräumen zu verhelfen, die Entscheidungsspielräume also zu beschränken oder zu schließen, scheint die Funktion der Moral in der menschlichen Orientierung überhaupt zu sein, und davon gehen die meisten auch aus, wenn sie von ›Verbindlichkeit‹ sprechen. Auch die Funktion der Moral in der menschlichen Orientierung ist so selbstverständlich geworden, dass sie kaum mehr auffällt. Auch sie fällt nur noch in besonderen Situationen auf, und das scheinen hier die zu sein, in denen jemand offensichtlich in Not ist und unmittelbar Hilfe braucht und man dann alles andere stehen und liegen lässt, um zu helfen. In unmittelbar gegenwärtigen Nöten anderer springt, könnte man sagen, die moralische Orientierung an, nötigt ihrerseits mit großer Entschiedenheit, dem, der da in Not ist, beizuspringen, und dies immer dann, wenn kein anderer da ist, der vielleicht besser helfen könnte, z. B. ein Arzt bei einem Unfall. Man wird dann zum ›Nächsten‹ im biblischen Sinn, zum Nächsten in der Verantwortung für einen oft beliebigen Andern, es fällt einem dann die Verantwortung zu. Das kann sehr weit gehen. Da steht eine gebrechliche alte Dame am Rand der Straße, will sie offenbar überqueren und ängstigt sich davor. Man sieht, wie hilflos sie ist, und niemand sonst ist bei ihr, niemand auch in der Nähe, der helfen könnte. Dann springt man ein, wiewohl man doch gerade jetzt etwas sehr Wichtiges

vorhatte und in Eile ist, hilft der alten Dame über die Straße, und als sie sagt, dass sie einkaufen gehen wollte, weil sie nichts mehr zu Hause hat, begleitet man sie auch noch zum Supermarkt. Und da sie dort wieder hilflos herumirrt, sucht man für sie, was sie braucht. Und als sie dann, ermutigt von so viel Hilfeleistung, bittet, sie vielleicht, jetzt mit der schweren Tasche, auch wieder nach Hause zu bringen, und dort gesteht, dass sie mit der Begleichung ihrer Rechnungen und der Regelungen ihrer Steuerangelegenheiten nicht zurechtkommt und sie niemanden habe, der ihr da beistehen könnte, hilft man ihr irgendwann auch da und schließlich beim Umzug in ein Altersheim, wo man sie hin und wieder besucht, sooft es die eigene Zeit erlaubt, und dafür sorgt, dass sie gut behandelt wird. Man hat angesichts solcher Nöte in seiner Nähe mit einem Mal weniger Spielräume, einfach weiter x und y zu tun. Man muss jetzt tun, was zu tun ist. In solchen – moralisch relevanten – Situationen engt Moral die Spielräume der Orientierung auffällig ein, und je größer die Nöte anderer sind und je stärker der Zeitdruck ist, um ihnen da herauszuhelfen, desto mehr.

Solche Situationen gehen wohl irgendwann vorüber, und situative moralische Regungen wie die beschriebenen haben ihre Zeit. Dennoch können sie jederzeit und für jeden wiederkehren. Das regt zur Verallgemeinerung an. Es entstehen Regeln, anderen in Nöten beizuspringen (bis hin zur juristischen Pflicht der Hilfeleistung), und solche Regeln kommen dann, in vielfachen weiteren Verallgemeinerungen und Differenzierungen, als ›die‹ Moral zur Sprache, vor allem dann, wenn gegen sie verstoßen wird. Die Anlässe im biblischen Kontext sind noch sehr konkret: vor allem Verarmung, Verwitwung, Verwaisung, ferner die, gegen die in einigen der Zehn Gebote Abhilfe geschaffen werden soll, und im späteren Judentum immer mehr die, die aus der Tora im Ganzen erhoben wurden und gegen die sich die 613 Mizwot richten. Heute, wenn wir vieles überspringen, wollen wir die Würde keines Menschen durch keine Not verletzt sehen (z. B. soll er für gute Arbeit auch guten Lohn erhalten oder sollen Südeuropäer kein dürftigeres Leben leben müssen als Nordeuropäer). Entsprechend verregeln wir das menschliche Leben immer mehr, moralisch und juristisch.

Viertes Fazit: Über die situativen Anlässe hinaus entsteht eine das Leben zunehmend durchdringende Moral, die, soweit es geht, in Rechtsregeln kodifiziert wird. Man entzieht die Moral der Zeit und damit wechselnden Situationen. Es entsteht eine fixe Moral.

5. Spielräume der moralischen Orientierung

Damit entsteht aber auch das Problem aller Regeln, das Problem ihrer Anwendung. Es eröffnet neue Spielräume. Zunächst die Spielräume des Missbrauchs von Regeln in Fällen, für die sie nicht vorgesehen waren (bekanntes Beispiel: Missbrauch von Sozialleistungen), dann, soweit die Regeln als unangenehm oder unpassend empfunden werden, die Spielräume zur Ironie, zur Heuchelei, zur Moralschauspielerei. Die Ersteren zwingen, wirkliche Not von angeblicher Not, die Letzteren, Moral und Darstellung von Moral zu unterscheiden, also Integrität von Ironie, Authentizität von Heuchelei, Wahrhaftigkeit von Schauspielerei. Das moralisch Relevante einer Not und das Moralische eines Handelns ist bekanntlich auch und gerade unter Zugrundelegung einer fixen Moral nicht eindeutig zu erkennen. Auch hier ist man wieder auf bloße Anhaltspunkte angewiesen.

Darüber hinaus kann fixierte Moral entgegen ihrem Selbstverständnis zur Macht werden. Man kann *durch sie* nötigen, andere also durch sie erst in Not bringen, indem man sie z. B. bezichtigt oder beschämt. Man kann mit Moral Politik treiben. Man kann, soweit der politischen Moral, die man vertritt, hinreichend Glauben geschenkt wird, die Gläubigen zum Kampf für sie aufrufen, schließlich in Kriege schicken und im Äußersten zu Vernichtungsaktionen und Völkermorden einsetzen, wie das 20. Jahrhundert hinreichend gezeigt hat, in dem auch klügste und gebildetste Leute den politischen Moral zu allem bereiter ›Führer‹ zu folgen bereit waren. Man hat Moral, Religionen und Ideologien inzwischen unter dem Begriff ›belief system‹ zusammengefasst. Gerade die Systematisierung eines moralischen, religiösen, ideologischen Glaubens könnte diesen gefährlich, fanatisch machen. Denn sie schließt auf Dauer die Spielräume der Entscheidung, macht den Handlungsglauben im Grenzfall von Situationen unabhängig, unbedingt.

Im Allgemeinen tradieren sich jedoch auch Moral offensichtlich anders, auch sie über Spielräume, in denen Fixierungen wiederum nur eine begrenzte Rolle spielen. Indem sie sich, ohne in expliziten und festen Regeln formuliert zu werden, einspielen und einander überspielen, werden sie zu Routinen, die eben dadurch wirksam sind, dass sie kaum auffallen. Moral sind dann weniger fix als latent, also verborgen, nicht weil sie geheimnisvoll wären, sondern weil sie selbstverständlich geworden sind. Weil sie als latente nicht benannt und darum

auch nicht diskutiert werden, können sie im Stillen das Leben einer Gesellschaft oder bestimmter Gruppen und Kulturen in ihr umso mehr durchdringen. Auf diese fraglose Weise beruhigen sie die Orientierungen der Einzelnen, geben ihnen anhaltenden und doch beweglichen Halt in einem in der näheren Umgebung Resonanz findenden ›Gefühl‹, das Richtige zu tun. Gut laufende Routinen erwecken die Erwartung, dass es immer so weitergehen wird. Sie schaffen Zuversicht. Moralische Routinen, denen die meisten unwillkürlich folgen, nicht moralische Gesetze, deren komplexe Begründungen nur schwer nachzuvollziehen sind, schaffen die Zuversicht, dass man weiter gut zusammenleben wird.

Auch solche moralischen Routinen werden mit der Zeit zu bloßen Anhaltspunkten der Orientierung, gegenüber denen sich wieder neue ergeben können. Die Orientierung hat nicht nur Spielräume in ihrer Moral, sondern auch ihr gegenüber. Denn sie kann nicht in moralischer Orientierung aufgehen. Wie am Beispiel der gebrechlichen alten Dame zu ersehen, hat man, außer ihr beizuspringen, auch anderes zu tun und sei es nur, wieder anderen aus deren Nöten zu helfen. Auch der ›moralischste Mensch‹ kann sich auf moralische Nötigungen nur begrenzt einlassen und muss sich darum aus ihnen auch wieder lösen, seine Orientierung wieder für andere als die moralische öffnen können. Das geschieht alltäglich durch vielfältige Perspektivierungen der moralischen Nötigung: durch (1) die *temporale* oder auch *quantitative*: Mit der bloßen Wiederholung eines moralischen Handelns nimmt dessen Beachtung und Achtung sichtlich ab; (2) die *argumentative*: Die Gründe, mit dem man ein Handeln nachträglich moralisch rechtfertigt, müssen nicht den Motiven entsprechen, aus denen man damals gehandelt hat; (3) die *inter-individuelle*: Andere können ein Handeln stets anders moralisch beurteilen als man selbst; (4) die *ökonomische*: Nutzenorientierte Rechtfertigungen eines Handelns sind meist glaubhafter als moralische; (5) die *politische*: Wird Moral zur Ausübung von Macht genutzt, macht sie sich gerade moralisch verdächtig; (6) die *juridische*: Die rechtliche Beurteilung eines Handelns kann von der moralischen stark differieren, mitunter schließt sie sie gerade aus; (7) die *mediale*: Medien müssen moralisches Handeln auffällig inszenieren, um bei ihren Abnehmern anzukommen – will man, wie z. B. NGOs, in die Medien kommen, muss man dem entgegenkommen; (8) die *wissenschaftliche*: Die Wissenschaft muss, um verallgemeinerungsfähige Resultate hervorzubringen, von einzelnen Situationen absehen, die mora-

liche Not tritt zurück, die Begründungen von Normen und Prinzipien bleiben in der Regel strittig; (9) die *ästhetische*: Moral überzeugt stärker als durch wissenschaftliche Begründungen durch die Erzählung guter Geschichten – in solchen Geschichten wird die Moral aber nach den Gesetzen des Geschichten-Erzählens zurechtgemacht, und das fällt auf; (10) die *humoristische* Perspektivierung: Humor kann alle moralischen Verhärtungen und Versteifungen mit einem Mal auflösen – und lässt die moralische Nötigung einfach auf sich beruhen. Im Spiel des Humors kommt die Moral leicht aus dem Spiel.

Solche – ganz alltäglichen – Perspektivierungen der moralischen Nötigung erfordern eine Orientierung über Moral, die einschätzen kann, wie relevant und wie verbindlich die jeweilige Moral in der jeweiligen Situation ist. Auch diese Orientierung über Moral bleibt im Spielraum der Moral; man kann sich nicht, ohne moralisch disqualifiziert und exkludiert zu werden, von Moral einfach lossagen, nur ein Stück weit von ihr distanzieren. So schließt die Orientierung über Moral eine Moral im Umgang mit Moral ein; in ihr wird Moral reflexiv wie das Spiel mit dem Spiel. Man kann sie als ethische Orientierung, die die Spielräume der Moral offen hält, von der moralischen Orientierung unterscheiden, die sich darauf beschränkt, moralische Normen zu befolgen, so wie sie in einer Gruppe oder Gesellschaft geltend gemacht werden. Der ethische Orientierungsspielraum gegenüber einer bloßen Befolgung moralischer Normen ist schwer in Theorien zu fassen, für eine Orientierung über unsere Orientierung dagegen völlig gängig. Moral im Umgang mit Moral wird alltäglich gelebt in Unbefangenheit und Aufgeschlossenheit für andere Moralen, in Wohlwollen und Freundlichkeit, auch wo Normen sie nicht verlangen, in Takt und Höflichkeit, mit denen man über leichtere moralische Verfehlungen hinweggeht, in Vornehmheit und Güte, Toleranz und Vergebung, mit denen man auf alle Gegenseitigkeit verzichtet und anderen bewusst andere Moralen zugesteht. Eben wegen des Verzichts auf Gegenseitigkeit können solche Tugenden nicht wieder auf allgemeine, für alle gleich gültige Regeln gebracht werden. Man beobachtet sie vielmehr an Persönlichkeiten, die dafür hoch geschätzt werden: als moralisch »integre« und im Umgang mit Moral »souveräne«.

Fünftes Fazit: Etwas von den Spielräumen, die eine Moral im Umgang mit Moral gegenüber einer fixen Moral schafft, ist auch in die Rede von moralischen Werten eingegangen, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgekommen ist und sich inzwischen breit durch-

gesetzt hat. Gesetzen wird gehorcht, bei Normen wird Erwartungen gefolgt, unter Werten darf man wählen. Werte, so wie sie heute verstanden werden, lassen Spielräume, Spielräume der Moral. Man hat in einer Gesellschaft wohl stets Werte zu beachten, aber man ist, von einigen »Grundwerten« abgesehen, nicht auf bestimmte Werte festgelegt, sondern kann sich, wenn Rechtfertigungen erwartet werden, für diese oder jene entscheiden. Mit der Einräumung von Werten gegenüber Normen, die nun ihrerseits an Werte gebunden werden, wird der Entscheidungscharakter auch alles Moralischen offenbar, als eines Spiels, das kein Spiel sein soll und es doch ist.